

JOACHIM SCHMIEDL

MARTIN LUTHER UND DIE REFORMATION ANMERKUNGEN AUS DER PERSPEKTIVE EINER GEISTLICHEN BEWEGUNG

In Abwandlung eines Werbespruchs könnte man über das Jahr 2017 schreiben: „Alles Luther – oder was?“ Die Publikationen zu Martin Luther und der Reformation nehmen zu. Man denke nur an die voluminöse Biographie von Heinz Schilling, die stärker die Kontinuität zum Mittelalter betonenden Stellungnahmen von Volker Lepin und die mehr das Singuläre des Wittenbergers akzentuierenden Publikationen von Thomas Kaufmann oder die den „Ketzer“ Luther aus römischer Perspektive zeichnende Studie von Volker Reinhardt oder die auf den Menschen Luther blickende Lebensbeschreibung von Lyndal Roper. Eine der jüngsten Veröffentlichungen mit evangelischen und katholischen Beiträgen hat den Titel: „Martin Luther. Monument, Ketzer, Mensch“. Man kann Luther auf „Lutherwegen“ begleiten, vorzugsweise auf „Luthersocken“, oder sich einfach einen Playmobil-Luther auf den Schreibtisch stellen. Ob es von der Reformationsbotschafterin Margot Käßmann klug war, den Jahresbeginn in der Südsee zu begehen und auf die Frage nach dem Aufwand zu antworten, sie werde den Kohlendioxidausstoß schon ausgleichen, mag dahingestellt sein. Ihre Antwort erinnerte dann doch etwas stark an den von Luther kritisierten Kauf des Nachlasses zeitlicher Sündenstrafen durch Geld.

In den folgenden Ausführungen möchte ich zeigen, dass sich die wesentlichen Grundintuitionen des Reformators Martin Luther auch bei dem Gründer und Reformator Joseph Kenterich aufzeigen lassen.

Der Primat der Gnade

Martin Luther lebte in einer Zeit der Ängste. Die Menschen hatten Angst vor Pest, Hunger und Krieg, sie fürchteten einen plötzlichen Tod ohne entsprechende innere Vorbereitung, sie schrakten vor einem Gott zurück, den sie als zürnend wahrnahmen und in dem sie den gerechten Richter sahen. Auch Luther war davon bedrängt. In seinem Studium der Heiligen Schrift waren ihm die Stellen besonders aufgefallen, an denen von der Gerechtigkeit Gottes die Rede war. Luther verstand sie aktiv: Der Mensch müsse vor Gott gerecht erscheinen – was ihm eigentlich unmöglich schien. Es dauerte Jahre, bis Luther merkte, dass Paulus im Römerbrief (Röm 1,17) eine andere Wirklichkeit verkündete: Es ist Gott selbst, der den Menschen gerecht macht. Seine Gnade ist es, die aller menschlichen Leistung vorausgeht. Von da an, so Luther, hätten sich ihm auch viele andere Stellen der Bibel neu erschlossen.

Der Student Joseph Kentenich musste eine ähnliche Erfahrung machen. Philosophie und Theologie brachten sein inneres Koordinatensystem aus dem Gleichgewicht. Er suchte nach einer Sicherheit in seinem Skeptizismus. Er sah lange Zeit nur die Ideen, nicht die Wirklichkeit. Erst in einem tiefen Vertrauensakt, der sich für ihn mit der Person Marias verband, bekam er eine neue Festigkeit in seinem Glauben.

Beide, Luther und Kentenich, hatten ihre „reformatorische Entdeckung“, fanden den Punkt, von dem aus ihr Leben einen Halt bekam, allerdings keinen statischen Halt, sondern, wie Kentenich es ausdrückt, eine „Pendelsicherheit“.

Ein subjektiver Zugang zum Glauben

Für Luther war die Grundfrage in seinem inneren Ringen: „Wie finde ich einen gnädigen Gott?“ Es war die Frage der Neuzeit, die er stellte. Die subjektive Glaubensgewissheit stand bei Luther vor aller Kirchenreform. Erst die Auseinandersetzung um den Missbrauch des Ablasses als Instrument persönlichen Machtstrebens durch Erzbischof Albrecht von Brandenburg und die Verquickung von geistlichem Tun mit Geldzahlungen öffnete den Weg des Reformators. Am Anfang stand die Suche nach dem eigenen Heil.

Die Subjekthaftigkeit ist eine Grundsignatur der Moderne. Der Zugang zum Glauben geschieht nicht in erster Linie über die Vollständigkeit der Katechismuskatechismen, sondern über Erlebnisse und Erfahrungen, die der einzelne Christ macht bzw. die Gruppen miteinander verbinden. „Persönliches Ideal“ nennt Kentenich diesen Zugang.

Der Primat der Heiligen Schrift

Luther fand seine Sicherheit in Lektüre und Studium der Heiligen Schrift. „Sola scriptura“, nur durch die Schrift wollte er sich überwinden lassen, nicht durch Autoritätsargumente der Päpste und Konzilien. Und auch innerhalb der Heiligen Schrift zählten für ihn nicht alle Bücher gleich. „Die Schrift allein“ spiegelte also für Luther seinen subjektiven Zugang zum Glauben wieder. Bis heute zeigt sich das in der Luther-Bibel durch die Hervorhebung einzelner Stellen gegenüber dem Gros des Textes.

Eine durchaus beachtliche Auswahl an Bibelstellen prägte auch die Verkündigung P. Kentenichs. Er lebte aus der Heiligen Schrift und schwor seine Bewegung darauf ein. Aus der Bibel sind die Vorbilder und Ideale der Gemeinschaften und Gliederungen entnommen. Wer durch Schönstatt geht, wird diese biblischen Bezüge immer wieder finden, wenn er seinen Weg vom Kanaan-Heiligtum über das Tabor-Heiligtum zum Sion bis nach Moriah geht und auf dem Rückweg auf dem Berg Nazareth schweißgebadet ankommt. Dieser biblisch imprägnierter Ort Schönstatt hat eine besondere marianische Note, von der Marienau über Haus Mariengart

und den Marienberg zu Haus Regina und Marienland. Eine solche biblische Orientierung findet sich auf katholischer Seite kaum an einem anderen Ort. Wir finden sie aber etwa bei den evangelischen Marienschwestern in Darmstadt-Eberstadt und vor allem in den Bodelschwingschen Stiftungen in Bethel bei Bielefeld, wo um die Zionskirche Häuser mit Namen wie Sarepta, Bethanien, Mamre, Patmos, Nebo und Garizim entstanden sind. Der Anregung von Papst Franziskus, mit der Bibel ähnlich häufig und vertraut umzugehen wie mit dem Handy, kann man in Bethel wie in Schönstatt im wahrsten Sinn des Wortes „nachgehen“.

Solus Christus

Christus allein – ein weiteres Schlagwort, das die Theologie Luthers charakterisiert. In der Konsequenz führte das freilich dazu, dass in vielen evangelischen Traditionen weder die Gottesmutter Maria noch die Heiligen vorkommen. Die Konzentration auf Jesus Christus genügt.

Das stimmt natürlich. Und doch fehlt dann etwas. Denn so wie die Gestalt Jesu Christi ihre Fülle erst durch eine Zusammenschau der vier Evangelien bekommt, so weisen auch Maria und die Heiligen auf Jesus hin. Im Bild der „Mater ter admirabilis“ wie in vielen anderen Darstellungen der Gottesmutter kommt das schön zum Ausdruck. Maria wird meistens mit ihrem Sohn dargestellt, ob mit dem Kind auf dem Arm oder dem toten Jesus auf dem Schoß. Die eucharistische Anbetung, wie sie tagsüber im Urheiligtum und anderen Kapellchen Schönstatts gepflegt wird, findet unter den Augen der Mutter statt, die auf ihren Sohn hinweist. „Solus Christus“ auf katholisch heißt also: Christus ist deshalb einzig und einzigartig, weil er in einem Organismus der Beziehungen mit seiner Mutter, mit den Aposteln, mit den Heiligen und mit der ganzen Kirche steht.

„Hier stehe ich ...“

Ein letzter Punkt. Als Luther vor dem Reichstag zu Worms 1521 zum Widerruf aufgefordert wurde, erbat er sich erst einen Tag Bedenkzeit. Am nächsten Tag entgegnete er, „wenn ich nicht durch Zeugnisse der Schrift und klare Vernunftgründe überzeugt werde; denn weder dem Papst noch den Konzilien allein glaube ich, da es feststeht, dass sie öfter geirrt und sich selbst widersprochen haben, so bin ich durch die Stellen der heiligen Schrift, die ich angeführt habe, überwunden in meinem Gewissen und gefangen in dem Worte Gottes. Daher kann und will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen etwas zu tun weder sicher noch heilsam ist. Gott helfe mir, Amen!“ Auch wenn die berühmten Worte „Hier stehe ich und kann nicht anders“ nicht von Luther selbst stammen, so bleibt die Festigkeit seiner Position, das Beharren auf dem als richtig Erkannten beeindruckend. Der Erfolg der Reformation ruht wesentlich auf dieser Haltung, die man als Sendungsbewusstsein oder auch als Sturheit bezeichnen kann. Luther blieb sein Leben lang gebannt und

geächtet. Doch als sein großer Widersacher Karl V. 1547 Wittenberg besuchte, stand er auch vor dem Grab Martin Luthers und ließ es gegen das Drängen seiner Umgebung unangetastet.

Auch hier finden wir eine Parallele bei P. Kentenich, wie Luther eine provozierende Persönlichkeit. Sein Beharren auf dem, was er in der pädagogischen Praxis und spirituellen Originalität seiner Familie als richtig erkannt hatte, traf bei den kirchlichen Autoritäten der Vorkonzilszeit auf Unverständnis. Man meinte, mit administrativen Maßnahmen wie der Entfernung von seiner Gründung darauf reagieren zu müssen. Nach 14 Jahren durfte Kentenich nach Schönstatt zurückkehren.

Es sind nur einige Schlaglichter, die im Reformationsjahr Parallelen zwischen Martin Luther und Joseph Kentenich aufzeigen möchten. Vielleicht wird dadurch etwas verständlicher, warum sich die Bewegung in den letzten Jahren in ökumenische Aktivitäten hineinziehen ließ. Denn es gilt auch hier, was in Bezug auf die Gründerpersönlichkeiten gesagt werden kann: Je tiefer man sich in die Grundanliegen von Spiritualität und Theologie hineinbegibt, desto mehr Gemeinsamkeiten werden sichtbar.

HERBERT KING

BÜNDNISKULTUR. AUFTRAG FÜR DIE KULTUR

Seit den großen Feiern zur Hundertjahrfeier Schönstatts im Jahr 2014 wurde das Wort von der Bündniskultur mehr und mehr Leitwort des Denkens und der Bemühungen der Schönstatt-Bewegung in aller Welt. Dazu will vorliegender Artikel einige kurze Hinweise aus dem Erbe Pater Kentenichs bringen.

"Marianische Kultur- und Erneuerungswelle"

Am Anfang meines Artikels stehe ein programmatischer Kentenich-Text:

„Überall sollten Filialheiligtümer als *originelle Schönstätter Kultur- und Erziehungszentren entstehen*, (...) Ich nenne es *Zentrum, d.h. Ausgangspunkt und Leitungsstelle, Symbol und Lebensquelle einer allumfassenden originellen marianischen Kultur- und Erneuerungswelle*, die beides gleichzeitig ist: originell eigengesetzlich und universell gliedhaft. Gliedhaft, weil sie aus dem Wurzelboden *der heute herrschenden und beherrschenden Kultur herauswächst, ständig damit in Fühlung steht, von ihm gespeist* wird (...). *Originell eigengesetzlich, insofern sie in seltener Treue und Stetigkeit den Blick auf das andere Ufer von Welt und Kirche gerichtet hält und ein klares Bild vom Ideal des kommenden - des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft hat und mit allen Mitteln zu verwirklichen sucht und lebensmäßig allezeit um unser Heiligtum kreist*(...) das gleichzeitig *von einheitlichen religiösen Kulturellen durchwohrt und durchrauscht ist.*¹

Dieser Text hat es in sich. Er betont nicht nur das durch Kentenich/Schönstatt „originell eigengesetzlich“ zu Sehende, sondern ebenso stark, dass dieses „*aus dem Wurzelboden der heute herrschenden und beherrschenden Kultur herauswächst, ständig damit in Fühlung steht, von ihm gespeist wird.*“²

Kultur / Kulturdiagnose / „Kulturlage“ (J.K.)

Das Thema der Kultur ist ein durchgehendes Thema im Denken und Vokabular Kentenichs. So sagt er:

„Ich meine, *wir müssten die Kultur besser beobachten*. Die Dinge stehen nicht in Büchern.“³

Hier gibt Kentenich wieder einen kleinen Einblick in seine lebenslangen Beobachtungen und Forschungen. Ebenso ruft er auf, selbst Beobachtungen zu

¹ Alex-Brief 1953. Unveröffentlicht, 196 f.

² Herbert King: Neues Bewusstsein. Spuren des Gottesgeistes in unserer Zeit. Schönstatt-Studien, Band 10. Patris Vallendar-Schönstatt 1995.

³ Joseph Kentenich: Kindsein vor Gott (1937). Patris Verlag, Vallendar-Schönstatt 1979.

machen. Speziell in seiner Kirche konstatiert er ein Defizit auf dem Gebiet der Kulturanalyse. Nur kurz einige Aphorismen:

„Nachdem wir eine ganze *Kulturdiagnose* gegeben haben, dürfen und müssen wir ein *umfassendes Kulturprogramm entwerfen*.“⁴

Im Zusammenhang mit seinen Reisen durch Südafrika, durch Nord- und Südamerika schreibt Kantenich 1948:

„Wir gehen in rasendem Tempo einer Einheitszivilisation und -kultur entgegen. Ein ganz neues Welt- und Menschenbild ist am Werden.“⁵ „So sind wir insgesamt in ein *Kulturerdbeben* hineingekommen, wie es die Welt wohl noch nie erlebt hat.“⁶

Seine Zielsetzung:

„Die Auflösungstendenzen abendländischer Kultur“ zu erkennen und zu versuchen, „dem geistigen Erdbeben, das sich allenthalben von ferne anmeldete (...) zu vorzukommen.“⁷

Und es ist für Kantenich - von Anfang an - vor allem der Kontakt mit den jüngeren Generationen, der ihm die entsprechenden Erkenntnisse schenkt:

„Wir dürfen das nicht übersehen: Wer jugendliches Seelenleben kennt, wer die moderne Kultur kennt, wer die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des Seelenlebens und der Kultur kennt, der weiß: So wie die Tiere zuallererst das Erdbeben in der Natur merken und sich darauf einstellen, so ist es auch bei der Jugend. Die Jugend hat einen ganz feinen Instinkt für das Erdbeben in der Kultur. Deswegen ist es so wichtig, dass wir als Erwachsene immer Fühlung haben mit der nachfolgenden Generation, nicht nur, um sie zu lehren, sondern auch, um etwa fein instinktmäßig von der Jugend zu ertasten, welche Strömungen in der nächsten Zeitepoche am Werden und am Wachsen sind.“⁸

Nach seiner Rückkehr aus einem vierzehnjährigen Exil und angesichts des revolutionär Neuen, das in den späten sechziger Jahren in den westlichen Gesellschaften aufbrach, drückt er die Hoffnung und den Wunsch aus, dass seine Schönstatter

„...sich verhältnismäßig schnell an die neue Zeit gewöhnen und das alte Erbgut, vertieft und erneut überprüft, in die *moderne Kultur* hineinbringen.“⁹

Und er weist darauf hin:

„Wir haben heute in der gesamten Kulturwelt einen ungemein starken Wandel zu konstatieren der allgemein menschlichen Erlebnisweise und der spezifisch religiösen Erlebnisweise.“¹⁰

⁴ Dass neue Menschen werden (1951), Patris Verlag 1971, 98-104.

⁵ Maibrief 1948. Unveröffentlicht, 44.

⁶ Maria-Mutter und Erzieherin (1954), Schönstatt-Verlag, 1973, 406.

⁷ Autorität und Freiheit (1961), Schönstatt-Verlag, 1993, 52 f.

⁸ Ethos und Ideal in der Erziehung (1931), Schönstatt-Verlag 1972, 29 f. Vergl. Herbert King: Neues Bewusstsein, 140-189 (Zeitenstimme Jugend. Neue Generation. Neues Lebensgefühl).

⁹ Rom-Vorträge, IV (1965), 302.

¹⁰ An seine Pars motrix, 4 (1966). Manuskriptdruck, 18.

Der spezifische Gesichtspunkt seiner Kulturbeobachtungen und Kulturvergleiche ist das Menschen-, Gemeinschafts- und Gottesbild.

„Entformung und schöpferischer Neubau der gesamten religiösen Kultur“

In einer Zeit, in der die menschlichen, gemeinschaftlichen und religiösen Folgen des Ersten Weltkrieges allenthalben zu spüren sind, wenn auch nicht so ohne weiteres in den katholischen Gebieten, aus der die Mehrzahl seiner Schönstätter, der Priester, Ordensfrauen und auch er selbst kommen, sagt er:

„Es ist nicht nur unsere Aufgabe, Altes, Zusammengestürztes wieder aufzubauen, nein, wir stehen vor einem schöpferischen Neubau der gesamten religiösen Kultur (...) Und darin besteht unsere nächste, unsere hauptsächlichste Aufgabe, dass wir uns auf diesen schöpferischen Neubau unserer religiösen Kultur und gesamten Erziehung mehr und mehr einstellen. Es ist freilich schwer für Menschen, die von Haus aus nicht ein ausgeprägtes Charisma für diese Dinge bekommen haben, sich so schnell in diese Neuordnung hineinzustellen. (...) Wegen der Wichtigkeit dieser Erkenntnis möchte ich stehen bleiben bei der großen Gesamtkultur und -struktur der Kirche. Fühlen Sie denn nicht, dass unser ganzes religiöses Leben - hoffentlich missverstehen Sie nicht den Ausdruck - und damit die ganze Erziehung und Seelsorge in einem Umformungsprozess und in einem Entformungsprozess begriffen ist? (...) Die Kirche ist in einem Entformungs- und Umformungsprozess begriffen. Letzte Werte wollen eine neue Form haben; und deswegen Umformung und Entformung... Wenn Sie nur den einen Ausdruck recht klar haben: Entformungs- und Umformungsprozess, werden sie viel ruhiger und helllichtiger greifen lernen, werden viel besser die Gründe verstehen, warum im eigenen Lager so vieles unsicher geworden ist.“¹¹

Vielfach spricht Kantenich von einem „*Gestaltwandel*/von Welt und Kirche“.

„Dass die Welt einen beispiellosen Gestaltwandel durchmacht, steht jedenfalls außer Zweifel. (...) Die Kirche lebt - trotz ihres göttlichen Ursprungs und trotz der innewohnenden göttlichen Kraft und Lenkung - nicht im luftleeren Raum. Sie wird von der Zeit mitgeformt und formt sie. Darum ist sie in den Gestaltwandel mit hineingezogen.“¹²

Und es „wächst die Überzeugung vom unaufhaltsamen Untergang einer alten Kultur, in der die Kirche eine große Rolle gespielt hat, und das Suchen nach einem neuen, schöpferisch wirksamen Kirchenbild im neuesten werdenden, noch unklaren Kulturraum.“¹³ Es sind „starke Auflösungserscheinungen am Körper der bisherigen herrschenden Kultur“ zu sehen.¹⁴

¹¹ Marianische Erziehung (1934), 99 f. und 104 f. Patris Verlag 1971.

¹² Brief an Turowski 1952/53. Unveröffentlicht, 102.

¹³ Ebd., 104.

¹⁴ Ebd., 105.

Gemeint ist zunächst die europäische Kultur, mit der sich das Christentum wie in einem Amalgamat verbunden hat.

„Die Spannung zwischen europäischer und nationaler Kultur hat damit auf die Kirche übergegriffen und wirkt sich hier im wachsenden Spannungsverhältnis zwischen Geist und Form aus. Das ist ein Zustand, den wir einfach als gegeben betrachten und hinnehmen müssen, der der Kirche neue, schöpferische Aufgaben stellt, keineswegs aber Anlass zu Kleinmut oder Mutlosigkeit oder Verängstigung werden darf. Wir haben oben darauf hingewiesen, wie die neueste Missionsmethode von diesem Wandlungsprozess bestimmt wird.“ Also: „Enteuropäisierung von Welt und Kirche“.¹⁵

Kentenich sieht klar, „dass die außereuropäische Welt zum nationalen Selbstbewusstsein erwacht ist, dass sie die europäische Kultur abschüttelt, um sie spezifisch national eigengesetzlich zu prägen, und - wo sie christlich bleiben will - taufen zu lassen, dass dadurch die Kirche - abgesehen von anderen historisch bedingten Faktoren - in ihrer beherrschenden Vormachtstellung erschüttert ist und sich nach neuen Formen der Weltgeltung und Weltgestaltung umsehen muss.“¹⁶

Inzwischen (2017) schütteln allerdings auch die europäischen Völker vieles ihrer traditionellen Kultur und Religion ab und suchen Ergänzung und neue Sichtweisen z.B. in asiatischen Vorstellungen.

Die Kirche soll Seele der neuen Weltkultur sein

Die Erkenntnis und der Imperativ des Zweiten Vatikanischen Konzils: Ein allgemeiner und weitgehender Dialog soll stattfinden mit all dem Vielen, was außerhalb der sehr abgeschirmten Kirche an Neuem entstanden ist. Vergl. die Konzils-Eröffnungsrede von Johannes XXIII. mit dem Stichwort *aggiornamento* und die Antritts-Enzyklika von Papst Paul VI. (*Ecclesiam suam*). Hoch gingen die Wogen. Wer (be)lehrt wen(m)? Die Kirche sieht sich auf einmal vom Thron der allgemeinen Lehrerin der Völker heruntergeholt und es hat zeitenweise den Anschein, dass alle anderen von vorneherein eher die Wahrheit besitzen als die Kirche. Auch da dürfen wir uns von Kentenich ein Stück weit leiten lassen:

„Denken Sie an Johannes XXIII. Weshalb hatte der den Mut, Türen und Fenster aufzureißen? (...) Er hatte auch das Vertrauen: Gott spricht durch die Verhältnisse (und) das ist notwendig, damit die Kirche wieder die Seele der neuen Kultur wird, wie das im Urchristentum immer gesucht wurde. Darum muss die Kirche Türen und Fenster öffnen (und) hinaus in die Welt gehen. Und was menschlich nicht möglich ist - der Heilige Geist muss wirken. Das ist die Sendung der Kirche immer gewesen: die jeweilige Kultur zu taufen, dass sie die Seele der ganzen Welt (wird), auch die Seele der kommenden Welt, die Seele einer gottesflüchtigen Welt.“¹⁷

¹⁵ Ebd., 107.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Vortrag vom 3. Januar 1966. In: Vorträge, III (1966). Manuskriptdruck, 61 f.

„Die Seele der werdenden und gewordenen neuen Kultur zu werden. Sie müssen überlegen, was das bedeutet. (...) Wir sind heute nicht (mehr) die Seele der Welt. Die Kirche hat ja kaum mehr mitzusprechen, nicht mehr wirksam mitzusprechen. Wir sind tatsächlich beiseite geschoben. Und hier liegt nach meiner Auffassung die große Sendung.“¹⁸

„Das ist die Sendung der Kirche, jetzt neu erkannt, dem modernen künftigen Leben, der modernen Kultur das Angesicht Christi aufzudrücken. (...) Nicht die Seele der vergangenen, sondern die Seele der neuen Welt, der Welt von heute, der Welt von morgen.“¹⁹

„Und Paul VI. hat das ja an verschiedenen Stellen hervorgehoben, im letzten Jahrhundert hätte die Welt sich so eigenständig entwickelt, wäre die menschliche Kultur so absolut gelöst worden von der kirchlichen, von der göttlichen Kultur, dass es nun höchste Zeit wäre, Türen und Fenster wieder zu öffnen und die Verbindung mit dieser Kultur zu finden, teils, um dieser Kultur sich anzupassen, teils um die Wege zu finden, um auch diese Kultur wieder vom Göttlichen leiten und lenken zu lassen. Was das besagt? Das ist, das alte Gesetz ‚gratia praesupponit naturam, gratia elevat et perficit naturam‘ anzuwenden auf die heutige Zeit. Fachleute in unserem Kreis wissen scherzhaft hervorzuheben: Während der Katholizismus im letzten Jahrhundert der Gefahr erlegen ist, zumal unter dem Einfluss hierarchischer Bestrebungen, den D-Zug der modernen Kultur allein durch die Welt rasen zu lassen, wäre man nun neuerdings darauf erpicht, hemmungslos diesem D-Zug nachzujagen, hemmungslos sich auszuliefern allen modernen Bestrebungen. Ich meine, ich darf wiederholen: Das Problem, das hier berührt wird, lautet so, sieht so aus, wenn wir es im letzten Zusammenhang sehen: das Grundverhältnis zwischen Erst- und Zweitursache.“²⁰

Ich „erinnere an eine große Sendung, die Johannes XXIII. vermeint zu haben, die er auch wirklich hat: Aggiornamento. Was hat er getan? Türen und Fenster aufgerissen, und zwar nach einer doppelten Richtung. Auf der einen Seite allen religiösen Bekenntnissen gegenüber; sie sollten alle freien Zugang haben zur Kirche und zum Kirchenvolk. Darüber hinaus aufgerissen Türen und Fenster: die ganze Welt, auch die heidnische Welt, eine säkularisierte Welt, sollte hineinfluten und -fließen, hinein in die heutige Kirche; und die Kirche sollte sich mit allen diesen Strömungen auseinandersetzen. (...) Lassen wir uns darum auch zunächst einmal von der Constitutio 'Gaudium et spes' sagen. Es handelt sich in der Constitutio darum, das Grundverhältnis zwischen Kirche und Welt, der heutigen Welt, herauszustellen. Wir mögen vielleicht wissen, dass diese ganze Constitutio schwer umkämpft wurde, dass erstlich Vorlagen da waren, die sich im Sinne der früheren kirchlichen Praxis darin erschöpften, Verdammungen und Verdammnisse auszusprechen über alles Weltliche, alles Irrige, Häretische in der heutigen Welt. Die Minorität hat sich dann langsam durchgesetzt und eine wesentlich andere Constitutio zu Wege gebracht. Es geht also

¹⁸ Vortrag vom 28. Dezember 1965. In: Vorträge, II (1965). Manuskriptdruck, 35.

¹⁹ Ebd., 83.

²⁰ Vortrag vom 4. September 1967 in Oberkirch. In: Vorträge, XV, 202 f.

hier um das Grundverhältnis zwischen der Kirche, der heutigen Kirche, und der ganzen Welt, mit allem, was in der heutigen Zeit und Welt am Gären ist."²¹

Kultur unter dem Gesichtspunkt des Bundes

Kultur kann unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Ich nenne einige solcher möglichen Gesichtspunkte: Bedeutung der materiellen Werte in einer Kultur, der Familie, die Art des Umgangs mit Kindern, die Bedeutung der Menschenwürde, des Nationalen, der Offenheit Fremdem gegenüber, der Bildung. Die Art des Umgehens mit dem Schwachen, mit Ausgegrenzten, mit dem Leben vom Anfang bis zum Ende. Bedeutung der Ökologie, des Sozialen, des Demokratischen, der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit von Mann und Frau. Welche religiösen Vorstellungen sind wichtig? Wie religiös ist eine Kultur insgesamt? Bedeutung des Arguments „Tradition“. Wie innovativ und veränderungsbereit ist eine Kultur? Und in unserer heutigen westlichen Kultur (z.B.) die durchgehend psychologische Betrachtungsweise?

Bündnis-Kultur meint: Die Kultur soll auch, ja eventuell sogar vorrangig, unter dem Gesichtspunkt des bundesmäßigen Ich-Du Denkens und Verhaltens gesehen und gestaltet werden. Das schönstättische Liebesbündnis schenkt Kategorien, bewusst-absichtliche wie unbewusst-spontane, von denen aus alles in Familie, Gesellschaft und Kirche, ja in jedem Bereich gesehen und auch kreativ neu gestaltet werden kann.

Das bedeutet Kultur unter dem Gesichtspunkt des Personalen, der Begegnung, der gegenseitigen Fühlungnahme.

Gerade die Gegenseitigkeit ist ein zentrales Stichwort des kentenichschen und jedes Bundes-Denkens.

Das bedeutet Kultur der gegenseitigen Ergänzung. Ergänzungsfähigkeit, -willigkeit und -bedürftigkeit.

Bündniskultur ist sodann Kultur der freiheitlichen und persönlichkeitsstarken Partnerschaftlichkeit und der daraus erwachsenden gegenseitigen Verantwortung. Es meint ein durchgehend partnerschaftliches Verhalten, z.B. in der Ehe, zwischen den Generationen, den Völkern und in der Pädagogik... Das Wort „Partner“ ist ein ausgesprochener Schlüsselbegriff unserer Kultur. So kann z.B. ein Buch, das die Geschichte „von der Herrschaft zur Partnerschaft“ darlegt, als „das wichtigste Buch seit Darwins ‚Entstehen der Arten‘“ angepriesen werden. Bei aller Betonung von Väterlichkeit und Mütterlichkeit und damit zusammenhängend von „Kindlichkeit“, spielt für Kentenich der Begriff „Partner“ eine sehr zentrale Rolle. So sagt er (1965):

„Wenn ich Paternitas oder Maternitas richtig deute, *dann ist das Partnerschaft*. Heute sagt man dafür wohl auch *Faternitas*. *Wir alle sind Partner*. *Gesunde Partnerschaft schließt in sich alles, was man heute sagen will mit Partnerschaft*.“²²

²¹ Oktoberwoche 1967, 67 f.

²² Rom-Vorträge, III (1965), 46.

Sich auf das Liebesbündnis beziehend verwendet Pater Kentenich normalerweise den Begriff „Partner“.

„Unsere Bündnisfrömmigkeit kennt eine *möglichst vollkommene Gegenseitigkeit der Partner*“²³.

„Ich erlebe mich auch als ein Partner, ein *eigenständiger Partner, origineller Partner*.“²⁴

Eine solche Kultur ist eine ausgesprochene Vertragskultur (vgl. die Bedeutung des Vertrags in den Säkularinstituten Schönstatts).

Es geht Kentenich um eine Kultur, in der die Menschen, aber auch Gruppen, Religionen und Kulturen fähig und gewillt sind, sich auf Augenhöhe zu begegnen. Und da kommt bei ihm auch das Wort „*Ebenbürtigkeit*“ vor.²⁵

Das bedeutet Kultur der wertschätzenden Begegnung auch mit (zunächst) Fremdem:

„*Wir mögen uns wehren, aber es geht durch die Zeit heute der starke Zug nach einer großen Einheit in der gesamten Welt und Menschheit. Und da ist halt wohl, auch wohl von Gott gedacht, ein neues Menschenbild nötig, ein Menschenbild, das sich in schlichter Weise ehrfürchtig vor jedem Menschen beugt und seiner Auffassung.*“²⁶

Und es bedeutet „*eine gütig-wohlwollende, ehrfürchtige Freiheitshaltung jeglicher anderer Art gegenüber (...) Man vergesse nicht, dass die heraufsteigende Zeit - ob wir wollen oder nicht - eine wohlwollend-duldsame Koexistenz der verschiedenen Glaubensbekenntnisse nebeneinander verlangt und rechtfertigt.*“²⁷

Literatur

Herta Schlosser (Hrsg.): Christliche Kulturwissenschaft. Suche nach Ansatzpunkten. Mit Beiträgen von Joachim Schmiedl, Michael Hochschild, Joachim Söder und Herta Schlosser. Patris Verlag, Vallendar-Schönstatt 2003. Das Buch stützt sich in seinen Beiträgen und Analysen vor allem auf das geistige Erbe Pater Kentenichs.

Herbert King: Kultur unter dem Gesichtspunkt des marianisch geprägten Liebesbündnis. In: Regnum 47 (2013), 57-75. Der Artikel entfaltet das in *vorliegendem* Artikel in Punkt 5 Ausgeführte und belegt die Aussagen sehr ausführlich mit Kentenich-Zitaten.

Ders.: Liebesbündnis. Impulse zum Umgang mit der Spiritualität Schönstatts. Patris Verlag, 2. Auflage 1991.

²³ Erfassung menschlicher Seelentiefen (1962). In: Christliche Zukunftsvision. Schönstatt-Verlag 1995, 157.

²⁴ Vorträge, VII (1966), 244.

²⁵ Vortrag vom 4. Juni 1966 für einen Kurs des Familienbundes. In: Vorträge, VI (1966), 196.

²⁶ An seine Pars motrix, 2 (1964). Manuskriptdruck, 19 f.

²⁷ Kurz-Studie 1963. Unveröffentlicht, 17.

Ders.: Marianische Bundesspiritualität. Ein Kntenich-Lesebuch. Patris Verlag, 2. Auflage 2014.

Ders.: Leben im Bund. Kntenich Profilskizzen 4. Schönstatt-Verlag 2002.

Ders.: Würde-Mitmenschlichkeit-Offenheit. In: basis, April 2017, 10 f.

Peter Wolf (Hrs.): Dein Bündnis - unsere Mission. Ausgewählte Texte von P. Josef Kntenich zum Liebesbündnis. Patris Verlag 2014.

JOACHIM SCHMIEDL

DIE SCHÖNSTATT-INSTITUTE MARIENBRÜDER UND FAMILIEN HISTORISCHE EINORDNUNG UND AKTUELLE BEDEUTUNG

Vor kurzem ist ein monumentales Werk mit dem einfachen Titel „KL“¹ erschienen. Es behandelt die Entwicklung der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Dachau spielt darin eine prominente Rolle. Es war das erste offiziell eingerichtete Lager zur Inhaftierung und jenseits rechtsstaatlicher Kontrolle durchgeführten Bestrafung von Gegnern des NS-Regimes. In Dachau wurde die Lagerordnung für die anderen Konzentrationslager erstellt und erprobt. Über Dachau wurde in der Presse berichtet, so dass der Ausdruck „Pass auf, sonst kommst Du nach Dachau“ zum weithin bekannten Sprichwort wurde. Dachau war Ausbildungslager für die SS und die Wacheinheiten der anderen Lager. In Dachau lernten sie ihre menschlichen Gefühle und Empfindungen zu verdrängen und mit der Grausamkeit und Gefühllosigkeit gegenüber dem Leid von Menschen zu leben.

In Dachau waren ab 1940 die inhaftierten Geistlichen aus Deutschland und den Kriegsgebieten inhaftiert. Eine der jüngsten Mitglieder der Würzburger Synode (1971-1975), Christina Agerer-Kirchhof, war sich als damalige Pfarrjugendleiterin der Geschichte ihrer Heimatstadt bewusst und kommentierte diese:

„Jedenfalls habe ich eine emotional positive Beziehung zum Dachauer KZ. Das heißt, dieses Gelände ist für mich eine Aufgabe für die Stadt. Es ist ja auch das größte Märtyrergrab [...]. Der größte Friedhof von Seligen, also es sind alleine ungefähr 55 selig gesprochene Menschen in Dachau als Asche. Ja, wenn man sich das mal vorstellt. Die Aschengräber haben alleine schon von 55 selig gesprochenen Menschen die Asche. Das gibt es nirgendwo auf der Welt. Und wenn man die Märtyrer, die für den Glauben gestorben sind, dann sind es ja noch viel mehr, die alle da... Also ist ein Ort mit einer unheimlichen Ausstrahlung und das habe ich damals eben schon empfunden.“

Seit 2017 gibt es am 12. Juni einen eigenen liturgischen Gedenktag der „Seligen Märtyrer von Dachau“. Zu ihnen gehören auch die beiden Schönstatt-Priester Karl Leisner und Alois Andritzki. „Himmel“ oder „Hölle“ – die Haltung gegenüber Dachau ist ambivalent.

Die Ambivalenz des Lagers Dachau

Dachau ist Symbol für Ungerechtigkeit und Verfolgung Andersdenkender. Diese Erfahrung ist nicht nur auf das Dritte Reich beschränkt. Als ich im Sommer 1990 die

¹ WACHSMANN, Nikolaus, *KL. Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, München 2016.

erste Wallfahrt der tschechischen Schönstätter nach Dachau begleitete, gingen wir durch das Tor ins Lager. Die damalige Provinzoberin der Marienschwestern, Schwester Jana, schaute sich um und sagte: „Ja, wie bei uns.“ Auch sie musste in kommunistischer Zeit mehrere Jahre in einem Konzentrationslager zubringen.

Dachau ist aber auch Symbol für eine Gottesbegegnung. Vor 50 Jahren deutete P. Kntenich die Ereignisse so: „Wir wissen, ahnen es jedenfalls, um was es heute geht. Auf der ganzen Linie um Gottenthronung, auf der ganzen Linie um eine Losbewegung, eine Los-von-Gott-Bewegung. Sehen Sie, das geht so vielfältig nach allen Richtungen, dass wir mit Recht sagen dürfen: Der divinisierte Mensch will heute vielerorts abgelöst werden von dem hominierten Menschen. Der Mensch will an Stelle Gottes treten. Der Mensch hat ja die Welt umgeschaffen. Und er sollte das ja auch; stand ja in dem Befehle Gottes: ‚Machet sie euch untertan!‘ (Gen 1,28). Aber die Welt hat der Mensch gewandelt und deswegen sieht er in der Welt weit mehr die vestigia hominis als die vestigia Dei; bleibt stehen bei sich, vergisst den lieben Gott, schreibt den lieben Gott ab. Sehen Sie deswegen, wir sehen die Welt immer von Gott getragen, von Gott durchdrungen, von Gott regiert. Um das dreht es sich heute! Und das ist die große Sendung, die der liebe Gott der Familie geschenkt hat. Das ist das große Werk, das der lebendige Gott, das die große Erzieherin der Familie in Dachau und in den folgenden Kampfesperioden in einzigartiger Weise uns geschenkt. Deswegen Menschen großgezogen, (Menschen) heroischer Art, die durch und durch heimisch sind, eingewurzelt sind in der jenseitigen Welt.“²

P. Kntenich greift Zeitströmungen der 1960er Jahre auf. Es waren Jahre der optimistischen Zukunftshoffnung. Die Menschheit, auf dem Weg zum Mond, glaubte alles erreichen zu können. Der Mensch als Macher macht sich die Erde untertan. Alles schien möglich. Es gab wohl kaum eine solche Periode menschlicher Allmachtsphantasien wie die, als P. Kntenich in das KZ Dachau zurückkehrte. Das galt für die Gesellschaft als Ganze – das Jahr „1968“ steht dafür als Symbol – und für die Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil im Besonderen.

In diesen bewegten Jahren erinnert P. Kntenich an seinen Aufenthalt im KZ Dachau, das er selbst als „Heiden-, Sklaven-, Narren- und Todesstadt“ charakterisierte. Nur zweimal in seinem Leben erzählte er über die Schrecken dieser Zeit, über Angst und Grausamkeit, über den Arbeitszwang und die Schikanen, über den Heroismus einzelner Gefangener und menschliche Schwäche. Häufiger war bei ihm und seinen engen Mitarbeitern P. Josef Fischer und Kaplan Heinz Dresbach Dachau das Symbol für einen großen Entwicklungsschritt Schönstatts. In Dachau gründete er die Institute der Schönstatt-Familien und der Marienbrüder. Das dritte Er-

² KENTENICH, Joseph, *Vorträge in Dachau. Erster Vortrag in Dachau [16. Juli 1967]*, in: KENTENICH, Joseph, *Propheta locutus est. Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kntenich aus seinen drei letzten Lebensjahren. Band XV: 1967*, Schönstatt 1999, S. 18-19.

eignis ist die internationale Ausweitung Schönstatts, wohl nicht zufällig in Anlehnung an die Kommunistische Internationale als Schönstatt-Internationale benannt.

Männer und Familien in gesellschaftlicher Auseinandersetzung

Bevor wir dieses Zitat näher erläutern, werfen wir einen Blick auf die Symbolik, die in der Gründung der beiden Gemeinschaften von Familien und Männern liegt.

Dass P. Kentenich eine Männergemeinschaft gründen wollte, lag in der Zeit. Das 20. Jahrhundert hatte die Rolle des Mannes in der Gesellschaft im Tiefsten diskreditiert. Zu DDR-Zeiten stand am heutigen Deutschen Historischen Museum in Berlin geschrieben, dass dieses Haus bis zum Ende des Hitler-Regimes ein „Museum zur Verherrlichung des preußisch-deutschen Militarismus“ gewesen sei. Dahinter stand nicht nur marxistische Ideologie, sondern viel Wahrheit. Seit dem 18. Jahrhundert dominierte in Preußen das Militär. Die Soldaten, die aus den Landgebieten – oft gezwungenermaßen – rekrutiert wurden, wurden zu willenlosen Befehlsempfängern gedrillt. Blinder Gehorsam war zu leisten, bei Nichtbefolgen drohten drakonische Strafen. Im Kaiserreich mutierte das Militärleben zum Ideal. Zu „dienen“ wurde mit der Durchsetzung der Wehrpflicht im 19. Jahrhundert zu einer gesellschaftlichen Verpflichtung. Männer mit höherer Schulbildung beendeten ihre verkürzte Dienstzeit mit der Ernennung zum Reserveoffizier, was ihr bürgerliches Prestige erheblich steigerte. Uniformen in der Öffentlichkeit der Städte flößten Respekt ein. Kinder wurden auf diese Realität von klein auf vorbereitet. Bis in das 20. Jahrhundert hinein sind Fotos von Kindern in Matrosenanzügen erste Hinweise auf eine beginnende Militarisierung. Wie sehr die Autorität einer Uniform wirkte, zeigt die Geschichte vom Hauptmann von Köpenick. Die Haltungen von Gehorsam, Disziplin, Pünktlichkeit und Ordnung wurden von Kindheit und Schulzeit an regelrecht „eingebläut“. Personifiziertes Idealbild des Militärs war Kaiser Wilhelm II. Von Kindheit an mit einer Behinderung am Arm ausgestattet, kompensierte er diese in der Öffentlichkeit, indem er in häufig wechselnden Phantasieuniformen auftrat. Militärische Manöver entfalteten eine große Breitenwirkung, besonders wenn der Kaiser selbst daran teilnahm.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, sollte die militaristische Grundhaltung der deutschen Bevölkerung ihre Bewährung erfahren. Ein schneller Sieg war erwartet worden mit einer triumphalen Heimkehr der Soldaten. Was folgte, war ein vier Jahre dauernder Stellungskrieg mit insgesamt neun Millionen Toten, darunter zwei Millionen Deutschen. Diese konnten immerhin noch als „Helden“ gefeiert werden, schlimmer erschienen die 2,7 Millionen Verwundeter, die nach dem Krieg das Bild der Öffentlichkeit prägten. Das waren nicht mehr stolze Militärs, sondern Menschen mit körperlichen Behinderungen oder psychisch geschlagene Personen. Die Traumata der Kriegszeit wirkten bei vielen bis ans Lebensende nach. Der Traum von Männlichkeit schien zerbrochen.

Das Männlichkeitsideal der Weimarer Republik entwickelte sich also gegen die Krüppel und Kriegszitterer, die Verlierer des Krieges. Dem standen die Überleben-

den gegenüber, die sich als toughe Helden inszenierten. Ein Beispiel war der Jagdflieger Hermann Göring, später zweiter Mann nach Hitler. Die Generation derjenigen, die nicht mehr Kriegsteilnehmer waren, sammelte sich in der Völkischen Bewegung. Hier gediehen Rassismus und Antisemitismus. Erste Hemmschwellen der Gewalt fielen in den Saal- und Straßenschlachten zwischen der extremen Rechten und den Kommunisten. 1962 beurteilte P. Kantenich diese Situation im Sinne „unartikuliert männlicher Volo-Einstellung, die zumal in der heutigen virilistischen Zeit wähnt, sich als actus purissimus (absolut unabhängiger Schöpfer) geben zu können und zu sollen“ (Brief Juni 1962).

Die Machtergreifung vom 30. Januar 1933 gab diesem Typ Mann die Gelegenheit, die eigene Macht auszuleben. Es ist erstaunlich, wie wenig Widerstand sich denen entgegenstellte, die Andersdenkende in großer Zahl verhafteten, sie in stundenlangen Verhören quälten und misshandelten, sie in eigens dafür eingerichtete Lager steckten und die Menschen, die dem rassistischen Denken nicht entsprachen, deportierte und massenhaft tötete bis zu dem beinahe erreichten Ziel der Ausrottung der Juden überhaupt. Und die Jugend wurde in diesem Sinn erzogen. Als Erziehungsziel formulierte Hitler 1935: „In unseren Augen muss der deutsche Junge der Zukunft schlank und rank sein, flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl.“ Drei Jahre später hieß es: „Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes, als deutsch denken, deutsch handeln. [...] Und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben – und sie sind glücklich dabei.“

Diesen Männertypen begegnete P. Kantenich im KZ Dachau. In Dr. Eduard Pendorfer glaubte er, einem Mann, der mitten aus der gesellschaftlichen Verantwortung herausgeholt worden war, sein Ideal eines christlichen Mannes vermitteln zu können.

Auch Ehe und Familie durchliefen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewichtige Veränderungen. Durch die Industrialisierung hatten sich die Wohn- und Arbeitsverhältnisse von Familien radikal verändert. Es gab die traditionelle, konservativ eingestellte Familie. Es gab aber auch die proletarische Familie mit vielen Kindern in viel zu kleinen Wohnungen, oft in dunklen Hinterhöfen. Dennoch: Die Liebesheiraten überwogen nun gegenüber arrangierten Ehen. Die romantische Liebe musste sich jedoch auch an den Möglichkeiten der Existenzsicherung und sozialem Auf- oder Abstieg orientieren.

Die nationalsozialistische Eheauffassung war geprägt vom Familienidyll, in das die Männer nach ihrer Berufstätigkeit zurückkehrten. Der Frau war der Haushalt zugeordnet, das Gebären und die Erziehung der Kinder, das letzte Wort hatte der Vater. Dieses konservative Bild von Familie wurde durch die SS mit ihren „Lebensborn“-Menschenzuchtungsinstitutionen pervertiert.

Für die katholische Kirche waren Ehen und Familien die entscheidenden Instanzen zur Nachwuchssicherung. Deshalb hielt sich dort der Trend zum Kinderreichtum länger als in der übrigen Gesellschaft. Ehescheidungen waren jedoch in der ersten Jahrhunderthälfte noch relativ selten. In der Enzyklika „Casti connubii“ vom 31. Dezember 1930 betonte Papst Pius XI. den göttlichen Ursprung von Ehe

und Familie und hob die Lebensgemeinschaft der Eheleute hervor. Doch wurden mehr die Pflichten als die Lust der Ehe betont. Eine Fülle von Einschränkungen und Verboten betraf vor allem die Sexualität.

Was weithin ausfiel, war eine Spiritualität von Ehe und Familie. Der kirchlichen Lehre von Ehe und Familie fehlte die spirituelle Dimension. Hier setzte P. Kentenich mit seiner Tagung zur „Marianischen Ehepädagogik“ 1933 an: „Es handelt sich also um eine Existenzfrage der menschlichen Gesellschaft, im Besonderen um die beiden vollkommenen Gesellschaften der Kirche und des Staates. Ihr Bestand hängt ab von der gesunden Ehe und Familie. Wenn wir mitarbeiten wollen am Aufbau des nationalen Staates, so mögen wir uns vor allem sorgen um die gesunde Keimzelle.“³

Entscheidende Begegnungen

P. Joseph Kentenich kam am 13. März 1942 im KZ Dachau an. Bereits in den ersten Wochen nach der Ankunft versuchte er, obwohl selbst noch auf dem Zugangsblock, Kontakte mit anderen inhaftierten Pallottinern und Schönstatt-Priestern aufzunehmen. 1967 beschrieb er die Erwartung, die er mit der Inhaftierung verband: „Und was vor Dachau nicht alles schon Wirklichkeit geworden, was fehlte, das war vor allem ein Doppeltes: ein ausgebautes Familienwerk und eine Brüdergemeinschaft. Mit dieser Aufgabe (bin ich) in das Konzentrationslager hineingegangen und (habe) immer wieder nach dem Gesetze der geöffneten Türe getastet: Öffnet denn der liebe Gott nicht irgendwo und -wann, wenn auch unter den misslichsten Verhältnissen, für diese doppelte Gründung (eine Türe)?“⁴

Ende April 1942 kam P. Kentenich in Kontakt mit Friedrich Kühn (1895-1950)⁵. Kühn war Staatswissenschaftler und in der Weimarer Republik als Berater wichtiger Zentrumsmitglieder, unter anderem der Reichskanzler Wilhelm Marx und Heinrich Brüning, tätig. Er gehörte dem Königswinterer Kreis an, auf den die Konzeption der Sozialenzyklika Pius' XI. „Quadragesimo anno“ zurückging. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten entschloss sich das Ehepaar Kühn zur Emigration, zunächst nach Südafrika, um jedoch 1934 nach Österreich zurückzukehren. Fritz Kühn wurde Generalsekretär der Österreichischen Arbeitskammer und der Einheitsgewerkschaft. Nach dem Anschluss Österreichs verhaftet, kam Kühn zunächst in das KZ Dachau, dann nach Flossenbürg, um 1940 wieder nach Dachau zurückverlegt zu werden.

³ KENTENICH, Joseph, *Marianische Ehepädagogik*. [29. August bis 01. September 1933]. o.O., o.D., S. 6-7.

⁴ KENTENICH, Joseph, *Vorträge in Dachau. Dritter Vortrag in Dachau [16. Juli 1967]*, in: KENTENICH, Joseph, *Propheta locutus est. Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kentenich aus seinen drei letzten Lebensjahren. Band XV: 1967*, Schönstatt 1999, S. 38.

⁵ HUG, Josef und Agathe, ... *wie ein Wollgrasflöckchen im Wind ... Fritz und Helene Kühn - Ehe als Schicksalsgemeinschaft*, Schönstatt 2016.

Über Fritz Kühn kam am 29. Mai die erste Begegnung von Eduard Pesendorfer mit P. Kentenich zustande. Pesendorfer war Leiter des Sicherheitsreferats bei der oberösterreichischen Bezirkshauptmannschaft gewesen. Sofort nach dem Einmarsch der deutschen Nazis wurde er verhaftet und war viereinhalb Jahre im KZ Dachau, bevor er entlassen und zum Wehrdienst eingezogen wurde.

Diese beiden stellten sich P. Kentenich zur Verfügung, um mit dem unverheirateten Eduard Pesendorfer eine Brüdergemeinschaft, die er „Marienbrüder“ nannte, und – unter der Voraussetzung der Zustimmung seiner Ehefrau Helene – mit Fritz Kühn eine religiöse Gemeinschaft für Familien zu gründen.

Spiritualität und Sendung

In vielen Begegnungen und Gesprächen, die meist am Abend auf der Lagerstraße stattfanden, führte Kentenich die beiden in die Spiritualität Schönstatts ein. 75 Jahre danach sind die Grundlinien nach wie vor aktuell. 1967 benannte er die Inhalte des „Noviziats“ mit drei Akzenten: „der jenseitige und der naive Mensch als Träger und Schöpfer einer neuen christlichen Gesellschaftsordnung“⁶. Damit sind Spiritualität und Sendung der beiden am 16. Juli 1942 gegründeten Gemeinschaften gefasst.

Der jenseitige Mensch

Vom offiziellen Parteiprogramm her stand die NSDAP auf dem Boden eines „positiven Christentums“. Doch liefen parteiinterne Schulung und Gleichschaltung der öffentlichen Institutionen auf eine Entchristlichung der Gesellschaft hinaus. Religiöse Elemente waren zwar Teil der Inszenierung von Macht, finden sich vor allem im inneren Zirkel von Himmlers SS mit einer kruden Ersatzreligion aus angeblich germanischen Formen. Die Konzentrationslager waren Orte der bewusst herbeigeführten Abwesenheit Gottes. Und Pater Kentenich charakterisierte Dachau als eine Heidenstadt.

Seine Deutung der eigenen Erfahrungen in diesen Jahren bewegte sich aber in eine andere Richtung. Dachau war für ihn ein Stück Himmel. Das Ideal des jenseitig orientierten Menschen, des auf Gott hin offenen Menschen, versuchte er zu vermitteln. Im August 1942 sagte er zu Edi Pesendorfer:

„Ich sag dir was Schönes vom Paulus: Euer Wandel sei im Himmel. – Das mußst du so verstehen:

1. Wir sollen stets eingedenk sein unseres göttlichen Lebens, der Einwohnung Gottes und der Zugehörigkeit zum Reiche Christi, des mystischen Leibes Christi.

⁶ KENTENICH, Joseph, *Vorträge in Dachau. Erster Vortrag in Dachau [16. Juli 1967]*, in: KENTENICH, Joseph, *Propheta locutus est. Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kentenich aus seinen drei letzten Lebensjahren. Band XV: 1967*, Schönstatt 1999, S. 14.

2. Unser Ziel ist die Mithilfe bei der Aufrichtung des Christkönigreiches der Wahrheit und Liebe durch Schönstatt. Schönstatt muss darum ein Ebenbild des Himmels, eine Musterzelle im Reiche der Wahrheit und Liebe, ein der Gottesmutter würdiges Reich werden.

3. Wir sollen uns freimachen von der Kreatur und die Bindung zu Gott suchen und von Gott wieder zur Kreatur zurückkehren.“

Dabei wies er auf die alttestamentliche Geschichte von Jakob und der Himmelsleiter hin.

Der jenseitige Mensch ist nicht weltfremd. Im Gegenteil, er lebt mitten in der Welt, ist sich aber seiner Distanz zur Welt bewusst. Diese Spannung hat Jesus in seinem Abschiedsgebet (Joh 17) sehr deutlich benannt: „in der Welt“, aber nicht „von der Welt“. Wenn wir uns die Situation des KZ bewusst machen, müssen wir uns einen ständigen Betrieb, eine ungeheure Lautstärke und eine dauernde Hetze vorstellen. In einer solchen Umgebung auf Gott hin orientiert zu leben ist nicht einfach. Es ist durchaus vergleichbar mit dem Trubel einer Großstadt unter ständiger Berieselung durch optische und akustische Reize. Schon der hl. Vinzenz von Paul sagte im 17. Jahrhundert, für seine Schwestern seien die Straßen der Stadt der eigentliche Kreuzgang.

Die Gründungen von Dachau sind in dieser Richtung zu verstehen. Für seine Gemeinschaften strebte P. Kentenich das kirchenrechtliche Modell der Säkularinstitute an. Die Marienbrüder haben ihre diözesanrechtliche Anerkennung, beim Schönstatt-Institut Familien steht diese noch aus. In dieser Einordnung in den Rechtsorganismus der katholischen Kirche sah P. Kentenich eine Sendung. Dabei geht es um mehr als eine Unterscheidung zu traditionellen Orden, wie auch immer diese sich 50 Jahre nach dem Konzil verstehen und in ihrer Eigenart präsentieren. Es geht genau um dieses Zeugnis, dass es möglich ist, mitten in der Welt von heute, mitten in einer säkularisierten, gottfernen Welt, mitten im Berufs- und Arbeitsleben zwischen Verkehr und Smartphone in einem Dauerkontakt mit Gott zu leben. Ob das über den Weg regelmäßiger Auszeiten und Momenten des Aus- und Aufatmens geschieht oder über Stoßgebete im Alltag, ist dabei egal. Unsere Gemeinschaften dürfen Zeugen dafür sein, dass Gotteserfahrung möglich ist.

Der naive Mensch – Kindlichkeit

Ein zweites Wort verbindet sich mit Dachau und dem Gedenken an die Gründungen vor 75 Jahren. P. Kentenich spricht vom „naiven Menschen“. Eine der Themen, die er mit Edi Pesendorfer und Fritz Kühr besprach, war die Gotteskindschaft. Durch die Taufe sind wir Kinder Gottes geworden. Damit ist uns eine besondere Würde zugesprochen. Zum Taufritus gehört die Salbung mit Chrisamöl und die deutenden Worte, dass wir berufen sind zum Priester, König und Propheten.

Die theologische Grundüberzeugung von der Kindschaft Gottes und der davon inspirierten Haltung der Kindlichkeit Gott gegenüber ist zu kontrastieren mit der

Zeitsituation der Gründungen. Die Diktatoren damals und heute neigen dazu, sich als die Größten zu betrachten. Daraus wächst eine große Überheblichkeit und Minderbewertung, ja Verachtung der Anderen. Zum Zeitpunkt der Gründungen 1942 war Adolf Hitler, der „Gröfaz“ (größter Feldherr aller Zeiten) auf dem Höhepunkt seiner Macht. Am 22. Juni 1942 war der Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion. Deutsche Truppen standen in Skandinavien, in Frankreich und in Nordafrika. Der Durchmarsch zum „Endsieg“ schien greifbar nahe.

In dieser Situation, die auch im KZ bekannt war, warnt P. Kentenich vor Hybris und Selbstüberschätzung. Er warnt aber genauso davor, sich in falsch verstandener Demut klein zu machen. Kindlichkeit ist für Kentenich in erster Linie Offenheit für den Willen Gottes. Pesendorfer und Kühr gegenüber betont er diese Haltung ganz ausdrücklich. Beide waren vor ihrer Verhaftung aktiv am gesellschaftlichen und politischen Leben beteiligt. Die Jahre im KZ legten diese Initiativkraft lahm. Die Hinweise auf die Kindlichkeit sollten aufzeigen, dass es nicht nur auf das menschliche Tun ankomme, sondern darauf, in der Haltung der Indifferenz – wie es der hl. Ignatius von Loyola ausdrückte – und Blankovollmacht – in den Worten P. Kentenichs – jede Situation des Lebens als Chance für ein Wachstum in der Liebe zu sehen, zu bewerten und auszunutzen. Unter den Papieren Fritz Kühr findet sich ein Gebet, das diese Haltung gut zum Ausdruck bringt:

„Gib mir, o Gott,

ein kindliches Herz zum Glauben,

ein mütterliches Herz zum Lieben,

ein männliches Herz zum Handeln.

Gib mir zur Kindlichkeit im Glauben: Zeit und Ruhe;

zur Mütterlichkeit im Lieben: Lauterkeit und Innigkeit;

zur Mannhaftigkeit im Handeln: Demut und Zuversicht.

Lehre mich die wahre Großmut.

Lehre mich dienen, wie Du es verdienst, geben, ohne zu zählen,

kämpfen, ohne der Wunden zu achten, arbeiten, ohne Ruhe zu suchen,

mich hingeben, ohne Lohn zu erwarten.

Mir genüge das frohe Wissen, Deinen hl. Willen erfüllt zu haben.

O Gott, Dir gebe ich mich ganz und gar hin, Schöpfer und Herr, Vater voll Liebe und Güte, Weisheit und Allmacht. Erfülle Deinen hl. Willen an mir und durch mich. Lass mich Dein williges und demütiges, wenn Du es willst, blindes Werkzeug sein.“

Es ist nur folgerichtig, dass P. Kentenich neben der Gotteskindschaft, die er bereits Anfang der 1920er Jahre und dann vor allem in den bekannten Exerzitien „Kindsein vor Gott“ ausführlich behandelte, in Dachau seine Spiritualität des Werkzeugs entwickelte. Das ist nichts anderes als die Gegenseite zur Kindlichkeit: sich gebrauchen lassen für eine Aufgabe, sich ganz einsetzen für ein großes Ziel, wie Maria und an ihrer Hand der Welt Gott zu zeigen – „ganz wie du durchs Leben schreiten“.

Eine neue christliche Gesellschaftsordnung

Die dritte Linie, die P. Kentenich vor 50 Jahren als Deutung der Dachau-Zeit benannte, ist die christliche Gesellschaftsordnung. In den Aufzeichnungen Fritz Kührs steht: „Familie: Keimzelle einer christlichen Gesellschaft“. Kühr war in der Weimarer Republik an vorderer Stelle beteiligt an den Bemühungen um eine – dann leider gescheiterte - Entwicklung einer demokratischen Staatsordnung. Er war sozialpolitischer Berater führender Zentrumspolitiker. Wegen seiner angeschlagenen Gesundheit konnte er nach dem Zweiten Weltkrieg nur kurzzeitig an dieses Engagement anknüpfen. Edi Pesendorfer war österreichischer Landespolitiker. Beide kamen nicht „aus Versehen“ in das KZ Dachau, sondern weil sie andere Vorstellungen von der Gesellschaft Deutschlands bzw. des Großdeutschen Reiches hatten.

Die gesellschaftliche Dimension seiner Bewegung war P. Kentenich sehr wichtig. Die Gründung der Marienbrüder und des Familieninstituts sah er als eine Chance, über den kirchlichen, von den Priestern gut abgedeckten, und den sozialen und pädagogischen Bereich, in dem die Frauengemeinschaften einen wichtigen Platz erobert hatten, hinauszukommen. Ob es gelungen ist? In einzelnen Vertreterinnen und Vertretern sicher, ob aufs Ganze muss sich zeigen.

Was meint P. Kentenich mit „christlicher Gesellschaftsordnung“? Er sieht den engen Zusammenhang mit der ersten Zielsetzung Schönstatts, dem neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft. Deshalb legte er großen Wert darauf, Gemeinschaften zu gründen als Heimat für geformte Persönlichkeiten. Doch das Wort von der Gesellschaftsordnung geht darüber hinaus. Vor 50 Jahren sagte P. Kentenich:

„Der erste große Lockruf von göttlicher Seite aus war der Zusammenbruch der sozialen christlichen (Gesellschafts)ordnung. Gott spricht, spricht auch durch derartige Zusammenbrüche. Was verlangte denn Gott wohl durch einen derartigen Zusammenbruch? Er verlangte einen Wiederaufbau der christlichen Gesellschaftsordnung, aber in Anpassung an die neue, kommende Zeit im Sinn der Kirche am neuesten Zeitenufer. Genau das, was die Kirche jetzt im Konzil festgelegt, was die nachkonziliare Kirche nun auf der ganzen Linie zu verwirklichen trachtet.“⁷

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde unsere bundesrepublikanische Gesellschaft auf christlichen Prinzipien aufgebaut. Kirche und Staat sind getrennt, wenn auch in freundlicher Kooperation miteinander verbunden. Die Sozialsysteme funktionieren einigermaßen. Doch in einer pluralistischen Gesellschaft ist das Christentum nur eine Weltanschauung unter anderen. Das wird uns mehr und mehr bewusst. Damit verändert sich die christliche Präsenz in der Gesellschaft. Der Einzelne und kleine Gruppen bekommen eine neue Bedeutung. 1967 wies Kentenich deshalb auf die Bedeutung der Familie hin:

⁷ KENTENICH, Joseph, *Vorträge in Dachau. Dritter Vortrag in Dachau [16. Juli 1967]*, in: KENTENICH, Joseph, *Propheta locutus est. Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kentenich aus seinen drei letzten Lebensjahren. Band XV: 1967*, Schönstatt 1999, S. 52.

„Wenn schon alles wieder erneuert werden soll auch im Sinn der Kirche am neuesten Zeiteufer, dann muss zuerst die Urquelle der christlichen Gesellschaft neu geregelt, neu lebendig, neu wirksam werden. Was ist das? Das ist die Familie. Es sind lauter Gedanken, die wir wohl alle kennen, (sie) werden von den Dächern heruntergepfiffen; wir wollen uns nur wieder neu daran erinnern lassen.“⁸

Darin liegt eine besondere Herausforderung auf dem Hintergrund sehr differenzierter Modelle von Ehe und Familie. Sich einmischen kann dann durchaus kontrovers sein. Noch einmal Kentenich 1967:

„Im Laufe der kirchengeschichtlichen Entwicklung haben die Familien einen Großteil, schier den größten Teil ihrer Verantwortung der Kirche und der Schule überlassen. Mag recht gewesen sein. Aber diese Faktoren sind heute nicht mehr fähig, die Aufgabe zu lösen. Deswegen muss diese Aufgabe - dringender als irgend etwas anderes - wieder zurückgegeben werden in den Schoß der Familie. Existenz, Existenznot der Kirche: Wenn wir jetzt auch wieder denken an die modernen Schulkämpfe.“⁹

Das wurde auf dem Hintergrund formuliert, dass die konfessionellen Schulen aufgegeben werden mussten, ähnlich wie es bereits während des Dritten Reiches der Fall gewesen war. Dass heute Privatschulen, auch mit dezidiert christlicher Prägung, wieder an Bedeutung gewinnen, zeigt auch das Beispiel der Kentenich-Schule in Kempten.

Dachau als Auftrag heute

Die Erinnerung an die Gründung der Marienbrüder und des Familien-Instituts enthält einen doppelten Auftrag für die Gegenwart:

- Sich einmischen in die Fragen und Auseinandersetzungen der Gesellschaft, Sauerteig sein, wie es im Evangelium heißt. Dazu muss man nicht die Mehrheit stellen, sondern exemplarische Fälle darstellen, wie christliches Leben als Laie in der Welt, als Mann in einer Gemeinschaft von Männern, die mehr sind als nette Kumpel, als Ehepaar und Familie, die auch Anfragen und Unverständnis aus Nachbarschaft und Bekanntenkreis aushalten. So werden christliche Häuser und Gruppen von Männern und Familien zu Keimzellen der größer werdenden Pfarrstrukturen und lösen damit auch das bisherige kleinteilige Kirchturmdenken ab.
- Dafür braucht es eine tiefe Alltagsspiritualität. Manches wird in Zukunft nicht mehr so leicht möglich sein, wie etwa der tägliche Besuch der Eucharistiefeyer. Umso mehr sind Phantasie und Kreativität gefragt, Orte, Zeichen und Aus-

⁸ KENTENICH, Joseph, *Vorträge in Dachau. Dritter Vortrag in Dachau [16. Juli 1967]*, in: KENTENICH, Joseph, *Propheta locutus est. Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kentenich aus seinen drei letzten Lebensjahren. Band XV: 1967*, Schönstatt 1999, S. 53.

⁹ KENTENICH, Joseph, *Vorträge in Dachau. Dritter Vortrag in Dachau [16. Juli 1967]*, in: KENTENICH, Joseph, *Propheta locutus est. Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kentenich aus seinen drei letzten Lebensjahren. Band XV: 1967*, Schönstatt 1999, S. 53.

drucksformen von Religiosität zu entwickeln, die dem Leben in der Welt entsprechen.

Im KZ Dachau fand P. Kantenich dafür den Ausdruck, der diese beiden Ausdrücke zusammenfasst. Es geht um das Liebesbündnis als Ausdruck der Verantwortung für die Gestaltung der Welt und für die Verbindung von Gott, Mensch und Welt. Seit einigen Jahren hat sich dafür der Ausdruck „Bündniskultur“ eingebürgert. Darin liegt der zentrale Anspruch und Auftrag der Schönstatt-Bewegung und ihrer Gemeinschaften.

ALBERT UND ALOISIA BUSCH

TROTZDEM – GOTT VERTRAUEN

DR. FRITZ KÜHR – GRÜNDER DES SCHÖNSTATT-INSTITUTS FAMILIEN¹

An diesem denkwürdigen Tag treten hier im Max-Mannheimer-Haus drei Personen in unser Blickfeld, die unabhängig voneinander und unterschiedlich lange im KZ Dachau inhaftiert waren, einander dort begegnet sind und die – jede auf ihre Weise – in dieser „Heiden-, Narren-, Sklaven- und Todesstadt“ ein Profil gezeigt und eine Lebensspur gelegt haben, die uns heute hier zusammenführen. Es geht um Pater Josef Kentenich, um Dr. Eduard Pesendorfer und Dr. Fritz Kühr. Und es geht um die Gründung zweier schönstättischer Gemeinschaften, dem Schönstatt-Institut Marienbrüder und dem Institut der Schönstattfamilien. Und darüber hinaus geht es um die Bedeutung dieser Gründungen für das Schönstattfamilienwerk und für die Internationale Schönstattfamilie und um ihre überzeitliche Sendung nicht nur für uns hier, sondern für die ganze Kirche und die Welt. Das ist die „eine Seite der Medaille.“

Alle drei sind Männer großer Ideen und Ideale, hoch gebildet und begabt, die in ihrer Zeit und durch ihre Aufgaben klar und eindeutig unserer Welt den Stempel des christlichen Menschen- und Gesellschaftsbildes eingeprägt haben. Genau deshalb sind sie hier im KZ inhaftiert worden. Und hier leuchtet in der persönlichen Begegnung und im Umgang miteinander die „andere Seite der Medaille“ auf: Sie schlossen sich zu einer persönlich gelebten Lebens-, Liebes- und Schicksalsgemeinschaft zusammen, die vom Glauben an den Gott unseres Lebens und unserer Geschichte und durch die Kraft des Liebesbündnisses getragen ist – und das in der „Hölle von Dachau“. Diese Grundlage verbindet die Drei miteinander und uns mit ihnen. Und Pater Josef Kentenich, der Gründer und Vater der Internationalen Schönstatt-Bewegung, ist der Stifter dieser lebendigen Beziehungen.

Das Konzentrationslager in Dachau war ein abgegrenzter Raum, in dem Menschen ihrer Identität als Person beraubt und ihr Name nach der Inhaftierung durch eine Zahl ersetzt wurde. Die ankommenden Häftlinge mussten ihre persönlichen Gegenstände und Kleider abgeben, und sie wurden in Sträflingssachen gesteckt und mit einer Nummer versehen - ihrem einzigen offiziellen Erkennungszeichen.

Neben diesem durch die SS äußerlich vollzogenen und innerlich angestrebten **Identitätsverlust** war das KZ Dachau eine Stätte, in der Tausende von Menschen durch den Lageralltag, durch grausame Willkür, Hunger und sogenannte „Lager-

¹ Die Texte wurden bei der Feierstunde zum 75jährigen Gründungsjubiläum der beiden Schönstatt-Institute Familien und Marienbrüder im Max-Mannheimer-Haus in Dachau am 16. Juli 2017 gesprochen.

vergehen“ ihr Leben verloren. Kleinigkeiten, die den SS-Schergen nicht passten, Verstöße gegen die Lagerordnung oder der Hungersommer 1942 haben vielen Menschen das Leben gekostet. Auch Pater Albert Eise, der die Umstände der beiden Schönstatt-Gründungen im Block 14 aus nächster Nähe mitbekommen hat, ist im Spätsommer 1942 gestorben. Der Tod war überall gegenwärtig. Und das KZ war ein Massengrab und Krematorium nicht nur für verstorbene oder getötete Menschen, sondern auch für die vielen Ideen, Überzeugungen und Ziele, die hier mit den Inhaftierten und Toten begraben werden sollten, weil sie dem NS-Regime nicht passten. Ebenso war das Konzentrationslager mit diesen Einschränkungen, Schikanen und Bedrohungen ein Raum, in der die Angst ein ständiger Begleiter war. Sie war wie ein Schatten, den man im kalten Licht der Lagerbeleuchtung durch Scheinwerfer, Aufseher, Spitzel und Denunzianten nicht mehr loswurde.

Hier nun, an dieser Stätte begegnen sich unsere drei Gründungswerkzeuge. Sie hatten ihre Pläne, Visionen und Geistsendungen nicht einfach am Übergangsblock zusammen mit ihren persönlichen Sachen abgegeben, sondern sie trugen sie in ihrem Herzen und in ihrem Geiste mit sich, wo immer sie auch waren in diesem Lager. Während viele Häftlinge ihre Lebensträume totgeschwiegen oder gar völlig aufgeben haben und niemals wagten ihr Innerstes nicht nach außen zu kehren aus Angst, dafür ihr Leben zu verlieren, gehörten Pater Kantenich, Dr. Edi Pesendorfer und Dr. Fritz Kühr zu den Persönlichkeiten, die ihr Profil weiterhin zeigten, ja, es sogar ausprägten und für viele fruchtbar machten.

Gründungs idee Pater Kantenichs

Pater Kantenich kam am 13. März diesen Jahres mit einem klaren Ziel in das KZ Dachau: Er wusste, zwei Gemeinschaften fehlen noch in seiner Gründung. „Werde ich diese Gründung noch vollenden können? Wird mir die göttliche Vorsehung die richtigen Gründungswerkzeuge zuführen?“ – so mögen seine inneren Fragen gelaute haben. Neben seiner Grundhaltung, hier und jetzt Gottes Willen zu erfüllen, lebte er die treue und innige Väterverbundenheit mit seiner Schönstattfamilie. Keine Gewalt, keine Grausamkeit, keine Angst und auch nicht die Grenze des Todes konnten ihn davon abhalten. Er war getragen von der inneren Gewissheit, dass nur der jenseitige und naive, persönlich in Gott verankerte und kindlich vertrauende Mensch in dieser Hölle von Dachau die ihm durch die Taufe geschenkte Lebensfülle bewahren kann.

Pater Kantenich hatte viele Kontakte im Konzentrationslager und war sehr bekannt - seine lange Zeit im Zugangsblock und seine Popularität durch Exerziten in kirchlichen Kreisen während der 30er Jahre trugen dazu bei, dass viele Mithäftlinge bei ihm Rat und Hilfe suchten. Und durch Gespräche und Vorträge hat er unermüdet und unter großen Gefahren Samen ausgestreut, nicht wissend, ob er auf fruchtbaren Boden fällt, u.a. in dem Bemühen, die beiden noch fehlenden Gründungen hier zu verwirklichen. Vielen Menschen konnte er auf diese Weise geistli-

che Nahrung geben und sie in der Begrenzung, in den Nöten und Qualen der Haft ermutigen und bestärken.

Mit Fritz Kühn trifft Pater Kentenich erst ca. einen Monat nach seiner Inhaftierung im April 1942 zusammen. Wir wundern uns darüber, in welcher kurzen Zeit Pater Kentenich den Fritz auf die Gründung einer Familiengemeinschaft hin eingenordet hat und sie vollzieht. Fritz Kühn blieb nur wenig Zeit, sich mit diesem Vorhaben vertraut zu machen und seine Bereitschaft reifen zu lassen, um sich für die Gründung zur Verfügung zu stellen.

Und wir fragen uns: Was bringt Fritz Kühn aus seiner Lebensgeschichte für Voraussetzungen mit für diese seine Berufung, und wie hat Gott ihn geformt für diese besondere Aufgabe?

Zunächst nehmen wir seine **tiefe Religiosität und seine Verankerung im Glauben** wahr. Diese Prägung, die ihn ein Leben lang bestimmte, ist sehr wahrscheinlich seiner katholischen Pflegefamilie im Sauerland zu verdanken. In Gotha geboren und dort evangelisch getauft kommt Fritz Schüler mit 5 Jahren zunächst ins Waisenhaus nach Olpe. Seine Kindheit und Jugend verbringt er ab 1902 in der in der Familie Wacker in Waukemiecke. Den Nachnamen Kühn erhält Fritz 1914 durch die Adoption von Martin Kühn, einem Bruder seiner Pflegemutter. Wir wissen nicht viele Details aus seinem Glaubensleben bis zum Jahr 1942, aber seine christliche Werteorientierung in seinem politischen und journalistischen Engagement vor dem Krieg gibt Zeugnis von seiner inneren Überzeugung. Offensichtlich hat Pater Kentenich diese Saite in der Glaubensmelodie von Fritz Kühn zum Klingen bringen können, weil sie gesund angelegt und in ihm fest verankert war. Eine notwendige und unabdingbare Voraussetzung für seine Berufung. Und im KZ Dachau reift diese religiöse Anlage weiter hinein in eine tiefe innere Gottverbundenheit.

In den Dachau-Notizen von Fritz Kühn finden wir sein persönliches Weihegebet:

*Gib mir, o Gott,
ein kindliches Herz zum Glauben,
ein mütterliches Herz zum Lieben,
ein männliches Herz zum Handeln.
Gib mir
zur Kindlichkeit im Glauben: Zeit und Ruhe,
zur Mütterlichkeit im Lieben: Lauterkeit und Innigkeit,
zur Mannhaftigkeit im Handeln: Demut und Zuversicht.
Lehre mich die wahre Großmut.
Lass mich dienen, wie du es verdienst,
geben, ohne zu zählen,
kämpfen, ohne der Wunden zu achten,
arbeiten, ohne Ruhe zu suchen,
mich hingeben, ohne Lohn zu erwarten.
Mir genüge das frohe Wissen,
deinen heiligen Willen erfüllt zu haben.*

*O Gott,
dir gebe ich mich ganz und gar hin,
Schöpfer und Herr,
Vater voll Liebe und Güte,
Weisheit und Allmacht.
Erfülle deinen heiligen Willen an mir und durch mich.
Lass mich dein williges und demütiges,
wenn du es willst, blindes Werkzeug sein.
Die Liebe hat immer noch vom Leide, vom Opfer, gelebt.*

Das Zweite, was Fritz Kühr als Grundlage für seine Berufung mitbringt, ist **sein Wissen um die politischen, soziologischen und wirtschaftlichen Strömungen** seiner Zeit, die er philosophisch und mit Hilfe der christlichen Soziallehre deuten und deren Zusammenhänge er aufzeigen konnte. Er hatte als Redakteur und Experte für Wirtschaftsfragen jahrelange Erfahrungen mit Vorträgen, in denen er seine Sicht lebhaft und interessant formulierte, um sie dann in anschließenden Gesprächen und Diskussionen ergänzen und vertiefen zu können. Pater Kantenich hatte großes Interesse daran, dass Führerpersönlichkeiten seiner Gemeinschaften einflussreiche Positionen in Gesellschaft und Politik einnehmen und sie entsprechend dem christlichen Menschen- und Gesellschaftsbild gestalten. Bemerkenswert ist, dass Fritz Kühr diese seine öffentliche Bedeutung nach dem Krieg nicht mehr weiter ausbauen konnte. Er lebte ein Leben des Opfers – vier Jahre ohne seine Ehefrau in Westfalen, dann drei Jahre zusammen mit ihr auf ihrer gemeinsamen Farm in Rolandia, Brasilien, wo er am 27. Oktober 1950 an Leberkrebs erkrankt sein Leben in Gottes Hand zurückgibt.

In dem Bericht von seiner Beerdigung lesen wir: „Am Grabe sprach ein Freund von Herr Dr. Kühr, ein Brasilianer. Er sagt u.a.: ‚Herr Dr. Kühr war mir in der kurzen Zeit seines Hierseins ein guter Freund und Berater. Ich konnte sehr viel von ihm lernen, denn er verfügte über ein großes Wissen. Aber das meiste, was ich von ihm gelernt habe, ist die Demut. Er hatte die wahre, christliche Demut, die nicht klein und verächtlich macht, sondern empor bildet. Er hatte eine große Leidensfreudigkeit und verstand zu leiden. – Er sprach sehr wenig von sich und seinem Leben, wies aber alles auf Gott hin...‘“

Das dritte Kriterium für die Berufung von Fritz Kühr zum Gründerwerkzeug unseres Familienwerkes ist das wesentliche und alles entscheidende: **Fritz und Helene Kühr haben sich am 8. November 1922 in der Pfarrkirche St. Martin, Bad Lipsprunge das Sakrament der Ehe gespendet.** Ohne diese Grundlage wäre Fritz Kühr für diese Gründung nicht in Frage gekommen. So fällt auf die Gründungsstunde des Institutes der Schönstattfamilien und auf den Beginn des Schönstatt-Familienwerkes nicht nur das Sonnenlicht des 16. Juli 1942, sondern sie erstrahlt im göttlichen Glanz der Verkündigungsstunde einer Ehegeschichte, in der beide Eheleute zugegen sind. Helene ist zwar selbst nicht persönlich anwesend, und doch gegenwärtig durch die Realität des Sakramentes ihrer Ehe mit Fritz. Pater

Kentenich, der schon lange vor seiner KZ-Zeit vom Sakrament der Ehe als Lebens-, Liebes- und Schicksalsgemeinschaft gesprochen hat – zum Beispiel in der Marianischen Ehepädagogik von 1933 - und der zutiefst ihren Wert für die ganze Schönstattfamilie, für die Kirche und für die Gesellschaft als Ganzes erkannt und als bleibenden Schatz gehoben hat, gründet seine neue Gemeinschaft auf die Begegnung mit dem Ehemann Fritz Kühr und auf die sakramentale Realität des Ehebundes. Und er sieht in diesem kleinen Samenkorn den Anfang für die Erneuerung der christlichen Gesellschaft in, mit und durch die Familie. Welch eine tiefe und weitreichende Dimension der konkret und originell gelebten Ehe und Familie wird hier deutlich! Haben wir sie heute schon in ihrer ganzen Bedeutung erfasst und verstanden?



Die sakramentale Verbundenheit des Ehepaars Fritz und Helene und ihre tiefe Liebe und Treue zueinander finden ihren Ausdruck in einem Gedicht von Helene Kühr:

„Ich liebe Dich so wie Du mich
am Abend und am Morgen.
Noch war kein Tag wo nicht Du und ich
uns teilten unsere Sorgen.
Auch waren sie für Dich und mich
geteilt, leicht zu ertragen,
Du tröstetest im Kummer mich,
ich weint in Deine Klagen
dann Gottes Segen über Dich.
Du meines Lebens Freude,
Gott schütze Dich, erhalt Dich mir,
schütz und erhalt uns beide.

„Wer das heutige Leben kennt, wer weiß um die furchtbaren Katastrophen, denen Welt und Kirche entgegengehen, ist tief davon überzeugt, dass die ganze Schönstattfamilie sowohl als Ganzes wie auch in ihren Teilen, ihre Aufgabe nicht lösen kann, wenn nicht alle Wasser und Kräfte letzten Endes ein- und ausmünden in heiligen Schönstatt-Familien-Inseln, die sich mehr und mehr miteinander vereinigen zu einem gemeinsamen Familienwerk.“

Vielen von uns ist dieser Abschnitt aus dem Brief von Santa Maria, der Gründungsurkunde des Schönstatt-Familienwerkes vom 15. April 1948 bekannt. Pater Kantenich zitiert diesen Gedanken im KZ Dachau in seinem dritten Vortrag anlässlich des 25-jährigen Jubiläums 1967.

Und was ist das für eine Zeit, in die hinein heute unsere 75-jährige Gedenkfeier fällt? Die aktuellen Auseinandersetzungen um Ehe und Familie schlagen aufgrund der Entscheidung des Bundestages über die „Ehe für alle“ hohe Wellen. Die einen bejubeln das Ergebnis der Abstimmung, und die anderen suchen nach Wegen und Möglichkeiten, wie sie die eigenen Vorstellungen und Überzeugungen ihres christlichen und sakramentalen Zusammenlebens mit dem Begriff der Ehe greifen und in die Diskussion einbringen können. Spannungsreicher können die Ereignisse nicht sein. Genau da hinein sind wir gestellt und von Gott gerufen Zeugnis zu geben für das Sakrament der Ehe und in der in Gott gegründeten Familie.

„Es geht hier um die Existenznot der Kirche am neuesten Zeitenufer und um die Existenznot unserer eigenen Familie.“ Wie zutreffend und aktuell ist dieses Zitat von unserem Vater und Gründer aus dem dritten Dachau-Vortrag 1967!

Die Gründung des Familienwerkes 1942 und seine Strahlkraft heute ist die Antwort Pater Kantenichs auf diese Not. Ihm stand von je her die zentrale Bedeutung der Ehe und Familie als Urquelle der christlichen Gesellschaft vor Augen. Sie ist aus seiner Sicht die Achse in Schönstatt, in Kirche und Welt, um die sich alles dreht

und drehen soll. In Ehe und Familie wird nicht nur natürliches Leben, sondern auch geistiges und geistliches Leben gezeugt, getragen, geboren und in Treue begleitet. Hier trifft die Aufgabe der Naturfamilie mitten hinein in den Auftrag der pilgernden Kirche, die in ihrem Leben, Denken und Handeln, dem auferstandenen Christus und dem Urbild der Kirche, Maria, folgt, sich ihre Lebensweise zu eigen macht und sie im treuen In-, Mit-, und Füreinander der Welt mutig bezeugt.

Für diesen Auftrag hat sich Fritz Kühr als ehelicher Mensch ganz zur Verfügung gestellt. Er war bereit dafür zu leben und zu sterben. Fritz Kühr und seine Ehefrau Helene sind so zum Samenkorn geworden für die große Sendung, die Gott uns durch unseren Vater und Gründer dem Institut der Schönstattfamilien und im Schönstatt-Familienwerk in die Hände gelegt hat. Und es ist schön, dass wir diese Aufgabe zusammen mit unseren anderen Schönstattgeschwistern und Gliedgemeinschaften für Kirche und Welt verwirklichen dürfen. Wir bilden nicht nur in der Geschlossenheit unserer Ehe und Familie und unserer eigenen Gemeinschaft, sondern auch zusammen mit allen Gliedgemeinschaften der Internationalen Schönstattbewegung eine Lebens-, Liebes-, und Schicksalsgemeinschaft, die miteinander zum Zeugnis in der Welt berufen ist. Wie unsere Gründungswerkzeuge im KZ Dachau: TROTZDEM GOTT VERTRAUEN!

In Erinnerung an die Eheschließung von Fritz und Helene Kühr in Bad Lipspringe am 08.11.1922 und an ihre wechselvolle Ehegeschichte und anlässlich unserer 75-jährigen Jubiläumsfeier der Gründung zweier schönstättischer Institute haben wir diese Kerze gestaltet.



Sie spiegelt wieder, was in Dachau geschieht und was Fritz und Helene in der langen Zeit ihrer Trennung erleiden und miteinander durchtragen. Im Glauben an den Gott des Lebens werden sie fähig, ihr Kreuz auf sich zu nehmen und das ihnen aufgetragene Leid auszuhalten, daran zu wachsen und zu reifen. Es wird ihre originelle Art der Nachfolge Jesu, die in dem folgenden Gedicht von Aloisia Busch zum Ausdruck kommt.

„Das Geheimnis der Liebe Ist größer
als das Geheimnis des Todes.“
N.N.

Es ist die Kraft der Liebe,
die Jesus trägt auf dem Weg ans Kreuz.

Es ist die Kraft der Liebe,
die durchhält bis zuletzt – bis zum Tod am Kreuz.

Es ist die Kraft der Liebe,
die den Tod aushält: die Leere und die grenzenlose Ohnmacht des Karsamstag.

Es ist die Kraft der Liebe,
die Jesus von den Toten auferweckt.

Heute lädt ER uns ein
Wider aller Angst und allen Grauens vor der Grenze des Todes
Das Leben mit neuen Augen zu sehen und TROTZDEM GOTT zu vertrauen.

Es ist die Kraft der Liebe,
die Glauben weckt und Vertrauen wachsen lässt.

Eduard Pesendorfer

Berichte aus dem Konzentrationslager Dachau
Zusammengestellt von Ernest M. Kanzler



Einlieferung in das KZ Dachau und erste Erlebnisse

In Österreich war ich bei der Bezirkshauptmannschaft tätig. Diese hatte verschiedene Referate, von denen ich als Jurist das Sicherheitsreferat leitete. So musste ich gegen die Unternehmungen der Nationalsozialisten vorgehen und habe auch manche Bestrafungen erlassen. Am 13.03.38 sind die Deutschen eingezogen. Sie haben mich sofort geholt, und zwar nachts. Erst haben sie mich halb totgeschlagen. Nach ein paar Monaten draußen im Polizeigefängnis kam ich am 17.06.38 nach Dachau. [...]

Als der Krieg ausbrach, wurde das Lager für die Ausbildung der SS benützt. Nach der Räumung verschickte man uns nach Nordhausen und Flossenbürg. Im anderen Lager mussten wir schwere Steinbrucharbeiten leisten und litten schwersten Hunger: 19000 sind dort hingekommen, aber nur 5000 kehrten zurück. Bei der Rückkehr waren wir nach diesen fünf Monaten nur noch Haut und Knochen. Ich bin Krankenpfleger geworden und habe bis zum Schluss immer dieselbe Position gehabt.

Eines Tages sagte der Kührfritz zu mir: „Weißt du, was Schönstatt ist? Das ist eine Organisation, die Zellen bildet; selbst die Gestapo kommt nicht dahinter. Das müssen wir uns näher anschauen. Sie haben auch religiöse Absichten. ... Und jetzt ist einer gekommen, der heißt Kentenich. Ich habe seinen Namen schon gehört. Es scheint, er ist in der Schönstattbewegung etwas; entweder ist er ein führender

Mann oder der Größte von ihnen, das weiß ich nicht gewiss.“ ... Fritz sagte dann: „Ich muss selbst mal mit ihm sprechen und ihn besuchen.“ In der Folgezeit fragte ich ihn ein paar Mal: „Warst du schon dort?“ - „Nein.“

Ungefähr im April hat er ihn endlich aufgesucht und berichtete dann. „Dieses Schönstatt ist schon etwas. Er selber schreibt keine Bücher, aber wir sollten halt die Werktagsheiligkeit lesen, da sei alles drin. Das Buch ist von (einem) Dr. Nailis. Es soll schon hier im Lager sein, doch es wird schwer halten, daran zu kommen. Ich gehe noch öfter zu ihm und werde ihn etwas fragen.“ Und so hat sich der Fritz in religiösen Dingen von ihm beraten lassen. Er war ganz begeistert von ihm und hat mir immer alles erzählt. Ich selbst habe den Fritz immer um Rat gefragt. Als ich ihn eines Tages auch wieder etwas fragte, wurde er zum Schluss ganz nervös und sagte: „Ich weiß das auch nicht. Ich führe dich hinauf zu diesem Pater. Er ist ein sehr gescheiter Mann und theologisch ganz hervorragend: der soll dir diese Sache erklären.“ - „Nein, ich will nicht!“ - „Am Freitag wirst du hingeführt!“ „Ja, wenn ich Zeit habe, aber ich weiß es noch nicht.“ Ich wollte einfach nicht: Dann hat er mich zwangsläufig hingeführt am 29. Mai. Ich war sehr befangen, denn ich wollte nicht zu fremden Leuten, wollte sie auch nicht in mein Innerstes hineinschauen lassen. Das war eine religiöse Angelegenheit. (Aber mit dem Kührfritz konnte ich schon alles besprechen.)

Begegnung mit Pater Kentenich

Es war also am 29. Mai 42 abends auf Block 13 beim Pater. ...

Nach etwa 15 Minuten, als ich gefragt hatte: „Sie sind auch in Schönstatt?“ sagte der Pater: „Ja, Edi, da habe ich eine große, schöne Schwesternschaft. Nun bist du mir vom Herrgott und von der Gottesmutter geschickt, denn ganz analog nach dieser Schwesternschaft brauche ich eine Bruderschaft, die ich schon lange gründen wollte. Da bist du mir nun geschickt, damit das endlich geschehen kann. Ich bin froh und glücklich, dass ich das weiß. So viele Jahre habe ich mich bemüht und hatte es nun aufgegeben. Und nun komme ich nach Dachau, und da stellt sich alles anders heraus. - Es ist zwar nicht meine Art, jemanden so unvermittelt zu überfallen. Aber ich kann nicht anders, denn ich sehe, das ist in Dachau die mir bestimmte Aufgabe, dass ich dich treffe.“

Natürlich wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Das war der erste Mann, zu dem ich als Häftling „Sie“ sagte. Sonst habe ich alle mit „Du“ angeredet. - Er sagte dann: „Heute sprechen wir nicht mehr darüber. Aber du kommst bald wieder. Und wenn du willst, sprechen wir wieder davon, aber nur, wenn du willst.“ Dann ging ich weg. ...

Am 31. Mai habe ich den Pater gebeten, er solle mir von Schönstatt erzählen, von der Schwesternschaft, von der Bruderschaft. Er hat es auch getan. ...

Bei der nächsten Zusammenkunft haben wir uns wieder darüber unterhalten. ...

Nur das eine hat mir imponiert, dass er mir große Pläne machte. An diesem Tag sagte er mir: „Heute ist Mediatrix. Die große Gnade, die du bekommst, ist die Brüderschaft. Von nun an betest du öfters: ‚Dreimal wunderbare Mutter von Schönstatt, führ mich hin, wo ich dir am liebsten bin.‘ Und dann kommst du zu mir, so oft du kannst.“ ...

Dann hat er mir planmäßig diese und jene Sache beigebracht. Vor allem auch die besondere Aufgabe: „Du bekommst jetzt eine Aufgabe. Wie schrecklich ist Dachau, wenn man der Zukunft ohne Aufgabe entgegenblickt! Eine Aufgabe muss jeder haben, und sie muss groß und hoch sein.“

Entscheidung für die Brüderschaft

Von hier ab war ich dann täglich bei ihm. Abends immer eine Stunde oder noch länger. Er hat sich ausschließlich mir gewidmet und sonst für niemand Zeit gehabt. Wenn ich kam und er gerade mit jemand zusammen war, schickte er die andern fort und sagte: „Edi, für dich habe ich immer Zeit.“ In den nächsten Tagen hat er mir immer etwas mitgegeben, entweder ein auf Papier gekritzelt Gebet oder sonst etwas, z.B. auch das Dankeslied und das veränderte Gebet des hl. Ignatius. Das war schon im Laufe des Juni. [...]

Einige Tage vor dem 12. Juni hat er mir einen Zettel gegeben. „So, Edi, da habe ich dir ein Weihegebet aufgeschrieben. Lies es gut durch.“ ...

Weihegebet vom 12. Juni 1942

Liebe dreimal wunderbare Mutter von Schönstatt!

Im Geiste knie ich vor deinem Bild in deinem Heiligtum. Ich glaube, dass du Schönstatt eine große Sendung für die Erneuerung der Weltkirche und des Vaterlandes erbeten hast. Ich glaube, dass im Schatten des Heiligtums die Geschicke von Kirche und Vaterland wesentlich bestimmt werden. Ich glaube, dass im Plane der göttlichen Vorsehung Gründung und Fruchtbarkeit einer neuartigen Brüderschaft beschlossen ist.

Wenn deine warme Mutterliebe mich trotz meiner allseitigen Unwürdigkeit und Unbrauchbarkeit zu diesem großen Werk als Stifter oder Mitbegründer oder einfaches Mitglied benutzen will, so stelle ich mich dir heute vorbehaltlos und bedingungslos zur Verfügung. Mache mit mir, was du willst. Lass mich ein williges Werkzeug werden in deiner und deines Sohnes Hand. Du darfst mich alle Kreuzwegstationen deines lieben Sohnes verkosten lassen, nur eines lass nie zu: dass durch meine Schuld dein Werk nicht zustande kommt, das Gottes Weisheit und Güte geplant hat als Quelle des Segens für ungezählt viele Menschen, für deinen Sohn, den Heiland, den so viel verkannten und verlästerten Weltenerlöser und Weltenkönig, zur Aufrichtung und sieghaften Vollendung seiner erbarmungsreichen Weltsen-

dung und für die Kirche zum vollgültigen Beweis des Edelsteines in deiner Krone, des Gottesgeschenkes der allgemeinen Gnadenvermittlung.

So nimm mich denn hin, so wie ich bin, und forme mich, wie du mich haben willst. Sende du mir auch rechtzeitig die Männer zu, erziehe und gestalte sie alle, die du zu diesem großen Werk dir mit dem Heiland vom Vater erbeten hast. Lass uns erkennen und leben den Geist der neuen Gemeinschaft. Lehre du uns die Satzungen und Gebräuche, die für sie vom Vater vorgesehen sind, und verleihe uns die Kraft, das Werk mutig zu beginnen und siegreich trotz aller Schwierigkeiten zu vollenden. Amen

Es war mir ganz feierlich zumute: Aber ich wusste, was ich wollte. Nur der Mangel an apostolischem Eifer war da, den ich erst in Schönstatt bekommen habe. ...

„Mutter, grüße mich!“

In dieser Zeit wohnte er, Pater Kentenich, auf Block 17, dem Isolierblock. Er ist dahinein gekommen, weil der Zugangsblock, in dem er immer noch war, nach hier verlegt wurde. Man konnte nur durch zwei Gitter hindurch zu ihm kommen. Es war ein Torwächter da, der mich aber gut kannte. Sehr wahrscheinlich ist es, dass er vom Block 17 aus zum Arbeitsplatz ging, den er mit Eise und Fischer teilte. Später kam er nach Block 28. Ich habe ihn in der Blockgasse aufgesucht. Wir hatten mit dem Blockältesten gesprochen, und dann durfte ich kommen. Der Kühfritz hat mich hingeführt, ist aber immer sofort wieder verschwunden, er war ganz selten dabei. Wir zwei waren meist allein.

Am 1. Juli sagte er im Anschluss an das Evangelium etwas über "Und grüßte Elisabeth". Das Grüßen sei auch etwas Besonderes und ein besonderer Segen damit verbunden. „Derjenige, den die Gottesmutter grüßt, bekommt die größten Gnaden. Nun grüßt die Gottesmutter auch uns, also bekommen wir größte Gnaden: Du, Edi, für die Brüder, ich für Schönstatt. Was wollen wir also haben, wenn die Gottesmutter uns heute grüßt?“

Am 2., 3. und 4. Juli hat er untermittags immer wieder gebetet: „Mutter, grüße mich!“ Eise hat ihn belauscht, auch Fischer und ich selber haben es gehört. Er hat immer wieder leise gesagt: „Mutter grüße mich!“

Ich habe vom 12.6. bis zum 13.7. nichts aufgeschrieben, also vier Wochen lang. In diesen vier Wochen hat er sich lang und breit bemüht, das Heilandsbild festzustellen, auszulegen. Vor der Weihe hat er mir auch mein Persönliches Ideal aufgeschrieben. Das hat er besser getroffen, als ich es selber gekonnt hätte.

Am 13.07. hat er über das selbstlose Dienen gesprochen. Es muss uns zur zweiten Natur werden.

Am 14.07. brachte er die Gedanken, die er im Brief vom 12.07. geschrieben hatte. Er erklärte: „Grad und Maß des Vertrauens bestimmen Grad und Maß der Liebesansprüche an die Gottesmutter“, und fügte bei: „aber nicht kleinliche Wün-

sche um unsere eigene Person, sondern große Wünsche für das Schönstattwerk. Die Gottesmutter macht Schönstatt zu ihrem liebsten Werk, wenn Schönstatt sie am meisten liebt. Auch das ist ein Liebesanspruch.“ Er zeigte uns dann die Epochen und sagte: „Die Zeit der Verherrlichung der Gottesmutter kommt. Die Zeit des Mannes mit dem zersetzenden Denken ist vorbei, und das Zeitalter der Frau ist angebrochen.“

Gründung und Namensgebung

Am 15. Juli hat er abends lange mit mir gesprochen. Da habe ich gut aufge-merkt. Es war mir ganz bange zumute, denn er hat über viele Dinge gesprochen. Hier ist festgelegt worden, dass ich Marianus heiße. Dann hat er einen Vortrag gehalten, den er am andern Tag bei der Feier noch ausführlicher wiederholte.

Er wollte mich in Beziehung bringen zur Gottesmutter und hat gesprochen von einer Marieninnigkeit. Meine Beziehung zur Gottesmutter müsse noch viel inniger werden. Ich solle mich ganz an die Gottesmutter anschmiegen und mich in ihre Hand geben. Auch Gedanken an eine Marienähnlichkeit hat er wachgerufen. Das ist die Nachfolge der Gottesmutter. Er hat von mir sogar gesagt, ich müsse ein Be-auftragter Mariens sein. Wenn man einen Namen trägt, wachsen daraus die nach-folgenden Pflichten auch mütterlicher Art gegenüber den kommenden Brüdern. Er stellte die Ähnlichkeit auch heraus durch das Erstreben der heiligen Tugenden der Gottesmutter. Dann Mariensinnigkeit: Ich soll alles mit dem hehren, heiligen Sinn der Gottesmutter betrachten. ...

Am 16. waren wir auf Block 14, Stube 3. Das war die Arbeitsstätte, wo sie im Schlaftsaal Strohsäcke genäht haben. P. Eise hatte einen Altar errichtet, den Tisch aufgestellt, rechts und links einen Strohsack und einen Strohsack davor, damit man alles leicht verdecken konnte. In der Mitte war das Allerheiligste in einer kleinen Monstranz, ein MTA-Bild, das ich nachher bekam, und ein Altarbild vom Inneren des Kapellchens. Überall waren die Fenster weit offen, so dass man hineinschauen konnte.

An diesem Tag nachmittags um 16 Uhr ist der Fritz Novize geworden, aber mit Vorbehalt der Zustimmung seiner Frau. ...

Um 18.00 Uhr waren wir wieder auf Block 14 in Stube 3: meine Einkleidung, Umkleidung und Namensgebung.

Das Allerheiligste war wieder da. Ich habe begonnen mit der Anbetung des Al-lerheiligsten, die Eise vorbereitet hatte. Ebenso die Anrufung des Hl. Geistes. Dann kam die Rede des Paters. Er hat den Vortrag vom Vorabend noch einmal wieder-holt. Marieninnigkeit, Marienähnlichkeit, Mariensinnigkeit sind noch einmal zum Ausdruck gekommen. Der Alte Mensch muss ausgezogen werden, er fällt weg und der Neue Mensch muss angezogen werden. Da beteten wir: O Domina mea (O meine Gebieterin) und: Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit. Nach dem Tantum ergo folgte der Segen und: Die Fesseln sind gefallen.

Dann kam das Schlusswort: was bietet uns dafür die Gottesmutter? Sie bietet zunächst eine Sicherung der Existenz. Die große Aufgabe, der ich mich widme durch die Einkleidung, bietet gleichzeitig meinen Lebensinhalt auf Erden. Sie bietet auch eine Sicherung der Fruchtbarkeit. Wenn ich durch die Namensgebung immer im Namen der Gottesmutter handle, ist sie der Sämann und ihr Same wird viel Frucht bringen, viel mehr als jede menschliche Saat. Sie bietet auch die Sicherung der Auserwählung. Wenn sich die Seele vom Leib scheidet, wird die Gottesmutter ihre Macht und Liebe zeigen. *Servus Mariae nunquam peribit*. Die brennende Kerze soll die Sterbekerze sein für mich. Das neue Kleid ist das Sinnbild des neuen Menschen.

Bei der ganzen Feier mussten wir eine Beschäftigung vortäuschen. Anders war es nicht möglich, denn auf beiden Seiten waren Fenster, und man konnte durch alle 15 Baracken sehen, weil alle gleich gebaut waren. Zu beiden Seiten, standen die Betten.

JOACHIM SCHMIEDL / JAN KORYCKI

JOSEF ENGLING –
PROFIL EINES KANDIDATEN FÜR DIE SELIGSPRECHUNG

„Das ist aber schade, dass du nicht etwas früher gekommen bist. Dann wärest du noch mit Josef [Engling] zusammengetroffen. Du hättest dich sicher an ihm erbaut. Er ist gereift, abgeklärt, sein Blick ist so klar.“¹ Diese Worte P. Joseph Kentenichs PSM² zu Karl Klement, einem Klassenkamerad des Dieners Gottes Josef Engling, wurden am 30. Juli 1918 gesprochen. Zwei Monate vor seinem Tod machte Engling auf diejenigen, die ihn als Schüler und Jugendlichen kannten, den Eindruck eines charakterlich vollendeten Menschen. Die Überzeugung, dass er ein heiligmäßiges Leben geführt hat, setzte bereits kurz nach seinem Tod ein. „Ich sehe in dem Diener Gottes einen heiligmässigen Mann. [...] Zu seinen Lebzeiten sah ich in ihm einen Menschen, der über dem Durchschnitt nach dem Ideal strebte.“³ Die Aussage von P. Karl Schäfer SAC wird von P. Josef Hagel SAC bestätigt: „Ich sah in Josef Engling während seines Lebens einen vorbildlichen Mitschüler. Nachdem ich später Einblick in seine Aufzeichnungen und damit in sein inneres Leben bekam, war und bin ich überzeugt, daß Josef Engling heroisch und heilig gelebt hat.“ Ein Mitsoldat, Josef Mehl, war der Überzeugung, „Engling war der Aloysius unter den Soldaten.“ Seinen Zeitgenossen erschien Josef Engling als eine exemplarische Persönlichkeit, die in junglichem Alter zu christlichem Heroismus gelangt war, und das nicht nur im geschützten Milieu eines Kleinen Seminars, sondern durch die Bewährung seiner Gottes- und Nächstenliebe unter den Bedingungen der Materialschlachten des Ersten Weltkriegs. Wer war Josef Engling?

Ein biographisches Profil

Der Diener Gottes Josef Engling war Schüler der Missionsgesellschaft der Pallottiner. Auf sein Lebensziel, Priester und Missionar zu werden, bereitete er sich im

¹ Heinrich Schulte, *Omnibus omnia. Lebensbild einer jugendlichen Heldenseele aus Schönstatts Gründungstagen* (Aus Schönstatts Geisteswelt, 1), Limburg ²1937, 384.

² Die Gesellschaft des apostolischen Lebens der Pallottiner nannte sich bis 1947 „Pia Societas Missionum“ (PSM, Fromme Missionsgesellschaft); nach einem vom Heiligen Stuhl approbierten Beschluss des Generalkapitels von 1947 trägt sie den Namen „Gesellschaft vom Katholischen Apostolat (SAC).“

³ Soweit nicht anders angegeben, sind die Zitate aus der 2015 an der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungen in Rom eingereichten „Positio super vita et virtutibus“ entnommen. Es handelt sich dabei um Zeugenaussagen, die in den 1950er Jahren gesammelt wurden.

Studienheim in Vallendar-Schönstatt vor. Das Studienheim war ein Kleines Seminar zur Ausbildung des Priesternachwuchses der Pallottiner. Die Schüler wollten anschließend in das Priesterseminar eintreten, um als Missionare tätig zu sein. Zwei Jahre vor dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde Engling wie alle seine Altersgenossen zum Soldatendienst einberufen. Eine tiefe Marienliebe, ernsthafte Selbsterziehung und selbstloser Dienst an den Nächsten charakterisierten sein Wirken, bis er im Alter von 20 Jahren kurz vor Kriegsende getötet wurde.

Kindheit und Jugend (1898-1912)

Geboren am 05. Januar 1898 in Prossitten (heute: Prosyty), wuchs Josef Engling am Rand des Deutschen Reiches im katholischen Ermland auf. Die selbstverständliche Religiosität seines Elternhauses und der katholischen Enklave des Bistums Ermland im ansonsten protestantischen Ostpreußen prägten ihn früh. In der Vorbereitung auf die Erstkommunion schrieb er sein erstes Tagebuch. Nach Beendigung der Schule äußerte er den Wunsch, Priester und Missionar zu werden.

Missionsschüler (1912-1916)

Josef Engling trat in das Missionsgymnasium der Pallottiner in Schönstatt bei Vallendar ein. Trotz körperlicher Defekte, für die er anfangs verspottet wurde, erarbeitete er sich rasch das Vertrauen seiner Lehrer und Mitschüler. Die schwierigen Umstände, die seit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs auch das in ein Militärlazarett umgewandelte Vallendarer Studienheim betrafen, akzeptierte er als Gottes Willen. Mit großem Engagement nahm er den Unterrichtsstoff in sich auf. Ein besonderes Vertrauensverhältnis hatte er zum Spiritual P. Joseph Kentenich, der in diesen Jahren sein geistlich-pädagogisches Programm entwickelte, aus dem die Schönstatt-Bewegung entstehen sollte.

Führend in der Marianischen Kongregation (1915-1918)

In der Marianischen Kongregation⁴ des Studienheims, zu deren Präfekt er für das Schuljahr 1915/1916 gewählt wurde, fand Josef Engling ein apostolisches Be-

⁴ Marianische Kongregationen sind religiöse Assoziationen, die ihren Ursprung in den Jesuitenkollegien des 16. Jahrhunderts haben. Die Jesuiten wollten damit ihrer pastoralen Tätigkeit Kontinuität verleihen. Die erste Kongregation entstand im Collegio Romano in Rom um P. Jean Leunis SJ und seinen Studenten. Die erste offizielle Anerkennung der Marianischen Kongregationen sprach am 05. Dezember 1584 Papst Gregor XIII. In seiner Bulle "Omnipotentis Dei" aus.

Im Studienheim der Pallottiner in Schönstatt wurde auf Initiative P. Joseph Kentenichs am 19. April 1914 mit Erlaubnis des Jesuitengenerals vom 06. April 1914 und der Provinzkonsulta der Pallottiner eine Kongregation errichtet. Wegen des Krieges konnte der

tätigungsfeld. Seine Marienliebe drückte er in Form der „Maienblüten“, kleiner Akte der Selbstüberwindung, aus. Mehrmals täglich besuchte er das Kapellchen, das spätere „Urheiligtum“ der Schönstatt-Bewegung. Sein Persönliches Ideal formulierte er: „Allen alles werden, Maria ganz zu eigen“ („Omnibus omnia fieri, Mariae specialiter mancipatus“). Eine umfangreiche Geistliche Tagesordnung und die regelmäßige Kontrolle des Partikularexamens waren ihm Hilfen bei der Charakterbildung.

Militärzeit (1916-1918)

Im November 1916 wurde Englings Jahrgang zum Militär eingezogen. Die Rekrutenausbildung absolvierte er in Hagenau (Elsass). Anschließend war er in der Nähe von Warschau, in Oberschlesien und Galizien eingesetzt. Ab Januar 1918 war sein Regiment in der Gegend von Verdun und in Flandern. In diesen Jahren führte Engling eine umfangreiche Korrespondenz mit Mitschülern, die er als Gruppe der Marianischen Kongregation weiterführte. Engling war kein Paradesoldat und wurde wegen miserabler Schießleistungen auch meist auf Beobachtungsposten verwendet. Mehrfach meldete er sich freiwillig zu nächtlichen Stoßtruppeinsätzen zur Erkundung der Front. Für seinen Einsatz im Dienst konkreter Nächstenliebe wurde er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Nach Ausweis seines Tagebuchs fand er im letzten halben Jahr seines Lebens zu einer tiefen mystischen Gottesbeziehung. Am 03. Juni 1918 bot er sein Leben der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt für die Ziele der Marianischen Kongregation an. Am 04. Oktober 1918 wurde er in der Nähe von Cambrai von einer Granate tödlich getroffen.

Sein Grab wurde bis heute nicht identifiziert. Auf mehreren Grabungskampagnen in den 1930er und 1960er Jahren wurden zwar Skelette von Soldaten entdeckt, doch waren sie ohne die Erkennungsplakette, an der die Identität der Gefallenen zweifelsfrei erkannt werden kann. Die lokale Verehrung des Dieners Gottes ist deshalb mit drei Orten seines Lebens verbunden: seinem Geburtsort Prossitten, dem Urheiligtum und Studienheim (heute: Philosophisch-Theologische Hochschule) in Vallendar-Schönstatt und dem Schönstatt-Heiligtum bei Cambrai.

Ortsbischof von Trier, Michael Felix Korum, seine schriftliche Zustimmung erst am 26. Juli 1919 geben.

Der von P. Kantenich angezielte Zweck der Kongregation war die Förderung der Beteiligung der Studenten an ihrer Ausbildung (Selbstbildung, Selbsterziehung) unter dem besonderen Schutz der Gottesmutter Maria. Die ersten zwei Klassen des Studienheims konnten zur *Congregatio mariana minor* gehören, die folgenden zur *Congregatio maior*

Zeichenhafte Bedeutung Josef Englings für Kirche und Gesellschaft seiner Zeit

Josef Englings Lebenszeit waren die ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Diese waren im Deutschen Reich geprägt von wirtschaftlichem und wissenschaftlichem Aufbruch, von einem formierten katholischen Milieu wie auch vom imperialistisch-militaristischem Griff nach der Weltmacht. Die Zeitverhältnisse wirkten auf sein Leben ein: Der Diener Gottes ist das Modell eines Jugendlichen, der seine religiöse Berufung mit Engagement anstrebt, mit großem Idealismus den Weg zur Vollkommenheit beschreitet und in den kirchlichen Strukturen, in denen er lebt, die Hilfen dafür erhält. Josef Engling war erfüllt von apostolisch-missionarischem Geist, den er in der Verantwortung für die Marianische Kongregation seiner Missionsanstalt ebenso lebte wie in unermüdlichem brieflichem Kontakt mit seiner religiösen Gruppe. Als Soldat mühte er sich um selbstlose Nächstenliebe und war bereit, Versöhnung zwischen den kämpfenden Nationen zu gewähren. Sein Biograph Heinrich Schulte resümiert die charakterlichen Eigenschaften des Dieners Gottes: „Es zeichneten ihn insbesondere aus: sein überragend religiös-sittliches Idealstreben, seine große Selbstlosigkeit, seine [...]Offenherzigkeit und Herzlichkeit, und sein zielstrebigem Fleiß. Außerdem besaß er eine gesunde, urwüchsige und natürliche Art, dass er trotz seiner äußeren Mängel und Gebrechen keinerlei Minderwertigkeitsgefühle oder innere Hemmungen hatte, wie sie sonst in diesem Alter bei solchen Schwierigkeiten so leicht auftreten.“ Die Aussagen der Zeugen und das Schrifttum über den Diener Gottes lassen sich in folgende Aspekte zusammenfassen:

Modell eines pallottinischen Schülers auf dem Weg zum Priestertum

In Vallendar-Schönstatt entwickelten die Pallottiner ihre *ratio educandi* nach den Bedürfnissen einer Missionsgesellschaft. Die Lehrer bemühten sich um die Vermittlung solider geistiger Ausbildung in Verbindung mit religiösen Werten. In das strenge Reglement fügte sich der Diener Gottes ein. Er galt als mustergültiger Internatschüler, als braver und fleißiger Schüler, vor dem auch seine Lehrer Respekt hatten.

Persönlichkeitsformung und Streben nach Heiligkeit

Die Anregungen des Spirituals P. Joseph Kentenich, auch innerhalb einer geregelten Internatsordnung der Selbsterziehung einen Vorrang vor der Fremderziehung einzuräumen, waren für Josef Engling Ansporn, sich um die Formung seiner Persönlichkeit in den schwierigen Jahren der Pubertät zu bemühen. Von seinen Mitschülern wurde wahrgenommen, wie er mit besonderen Vorsätzen an sich arbeitete, seinen Sprachfehler und seine gekrümmte Körperhaltung zu überwinden such-

te und das Ideal christlicher Heiligkeit verinnerlichte: „Nach meiner Beobachtung waren seine Pflichterfüllung und sein Heiligkeitsstreben derart, daß er von allen als mustergültiges und hervorragendes Vorbild angesehen wurde.“ (Josef Fischer)

Bewährtes religiöses Leben im Alltag

Seit seiner Erstkommunion im Alter von 12 Jahren bemühte sich Josef Engling um ein geprägtes religiöses Leben. Das Gebet in der Familie, die Teilnahme am Leben der Pfarrei, regelmäßige Wallfahrten zu den Pilgerstätten seiner Heimat bereiteten den Boden für die Entscheidung vor, sich als Priester und Missionar ausbilden zu lassen. Seine Mitschüler bezeugen, dass er im Studienheim Schönstatt auf Anregung seines Spirituals Joseph Kentenich neben den gemeinsamen Gebetszeiten auch das persönliche Morgen- und Abendgebet pflegte. Als Ferienapostolat versuchte er, die Pfarrangehörigen in Prossitten zum häufigeren Kommunionempfang gemäß den Dekreten Papst Pius' X. zu bewegen.

Ab Dezember 1915 führte Engling eine Geistliche Tagesordnung. Die Strukturierung des Tages durch religiöse Übungen kontrollierte er schriftlich. Am Ende seines Lebens umfasste der Zettel 18 Punkte, die ihm halfen, den unregelmäßigen Dienst- und Freizeiten der Materialschlachten des Weltkriegs eine Kohärenz seiner religiösen Berufung entgegen zu setzen. Die letzten Einträge auf Englings Geistlicher Tagesordnung datieren wenige Stunden vor seinem Tod.

Marienliebe

Die innere Mitte des geistlichen Lebens von Josef Engling war seine Marienliebe. Grundgelegt in der Familie und der ermländischen Marienfrömmigkeit, wurde sie in Schönstatt vertieft. Die Ideale der Marianischen Kongregation nahm er begierig in sich auf. Dazu gehörte wesentlich die Marienliebe. Im Kapellchen in Schönstatt fand er den Ort, an dem er diese Liebe zum Ausdruck bringen konnte. Die „Maienblüten“ sind Ausdruck einer innigen Beziehung zur Gottesmutter Maria, der er die Schwierigkeiten des Alltags als Opfer schenkte und für die er in ernsthafter Selbsterziehung an der Formung seiner Persönlichkeit arbeitete. Maria war die große Erzieherin seines Lebens. In der Formulierung seines Persönlichen Ideals war die Hingabe an Maria in den Worten „Maria ganz zu eigen“ ausgedrückt. Die Vertiefung seiner Marienweihe im Sinn des Grignionschen Liebesaktes führte am 01. Juni 1918 zum Angebot seines Lebens für die Aufgaben und Ziele der Marianischen Kongregation.

Alltagsmystik

Gegen Ende seines Lebens wurde Josef Engling eine tiefe Gottesnähe geschenkt. Es waren keine mystische Begnadigungen im eigentlichen Sinn, sondern

die mehrfach am Tag geübte bewusste Begegnung mit dem dreifaltigen Gott im Gebet. In den als Partikularexamina (besonderer Vorsatz) gewählten religiösen Vollzügen kommt die Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott zum Ausdruck. Engling versetzt sich inmitten des während seiner Endphase besonders aufreibenden, entbehrungsreichen und die Nerven bis zur Anspannung fordernden Krieges in die Gegenwart Gottes. Er erinnert sich jede Stunde daran, „dass Gott Vater, Schöpfer meiner Mutter, mein Schöpfer und der mich umgebenden Welt, mit Recht voll Interesse auf mich schaut“ (PE, 10.08.1918). Er denkt „an Gott Sohn und sein Wohnen bei mir“ (PE, 19.08.1918): „Gott Sohn, der opferfreudige Erlöser der Menschheit, Erlöser und Sohn meiner Mutter, ist bei mir.“ (PE, 01.09.1918). Er spürt die Nähe des Heiligen Geistes, erinnert sich daran, „dass die Heiligste Dreifaltigkeit stets ganz bei mir ist, beim Schlafen, beim Aufwachen, bei jedem Gedanken und bei jeder Tat“ (PE, 09.09.1918). Er will sich „der Gegenwart der Heiligsten Dreifaltigkeit wenigstens stündlich einmal bewusst werden mit der Erinnerung, dass ich mit ihr einst ganz aufs innigste vereint werden soll und dass auch die geringste Unvollkommenheit die Vereinigung hindert und verzögert“ (PE, 16.09.1918). Die Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe erreichte in den letzten zwei Wochen seines Lebens ihren Höhepunkt: „Mir stündlich die Gegenwart Gottes, des liebevollen Vaters, zum Bewusstsein bringen und daran denken, dass er mein Verhalten gegen die Mitmenschen sieht.“ (PE, 23.09.1918). Das letzte PE lautet denn folgerichtig: „Ich will stündlich mit dem Mund sagen: Gott ist bei mir, der liebe Vater der Menschen. Er sieht, wie ich die mir eingepflanzte Sinnlichkeit zum Besten der Menschen veredle.“ (PE, 01.10.1918)

Heroischer Einsatz aus Nächstenliebe

Die Gottesliebe als Motivation für einen heroischen Einsatz in der Nächstenliebe prägte Englings Lebens in hohem Maß. Im Studienheim übernahm der Diener Gottes die niedrigen Aufgaben im Haus, indem er sich freiwillig für das Reinigen der Toiletten meldete. Im persönlichen Kontakt kümmerte er sich um Mitschüler mit Studien- und Berufsproblemen. Als Präfekt der Marianischen Kongregation ging er denen nach, bei denen er nur geringen Eifer entdeckte. Motiviert war dieser Einsatz durch sein Persönliches Ideal, dessen erster Teil die paulinische Formel „Allen alles werden“ aufgriff.

Die heroische Nächstenliebe vertiefte sich beim Militär. Aus den Monaten der Rekrutenausbildung in Hagenau sind mehrere Begebenheiten überliefert, in denen die – oft wenig erwiderte und bisweilen spöttisch belächelte - Hilfsbereitschaft Englings zum Ausdruck kommt. Vor Verdun meldete er sich freiwillig für einen nächtlichen Stoßtrupp, weil er einen jungen Familienvater vor der Lebensgefahr schützen wollte. Wegen seines selbstlosen Einsatzes im Dienst seiner Kameraden, besonders während der Zeit in Flandern, erhielt Engling das Eiserne Kreuz – ausdrücklich nicht wegen militärischer Glanzleistungen oder Erfolge.

Relevanz und Bedeutung des Lebensbeispiels und der Botschaft Josef Englings für Kirche und Gesellschaft heute

Blickt man aus der Perspektive des begonnenen 21. Jahrhunderts auf den Diener Gottes Josef Engling, so zeigt sich seine Bedeutung als Jugendlicher, der auf seinem Weg der priesterlichen Berufung standfest durchgehalten und zu innerer Reife gefunden hat. Engling musste die letzten zwei Jahre seines Lebens aber auch als Soldat in der Kaserne und an den Fronten des Weltkriegs dienen. Sich darin als Mensch und Christ in heroischer Gottes- und Nächstenliebe bewährt zu haben, macht ihn zum Vorbild auch für die ehemaligen Kriegsgegner.

Vorbild für jugendliche Selbsterziehung

Die Art und Weise, wie Josef Engling methodisch und konsequent an sich gearbeitet hat, erweist sich bis heute als paradigmatisch für jugendliche Selbsterziehung in religiösem Kontext. Persönliches Ideal, Geistliche Tagesordnung und Partikular-examen, die Bindung an das Kapellchen in Schönstatt, die Verehrung Marias als Mutter und Gefährtin Christi unter dem die apostolische Zielsetzung der Glaubensverbreitung und –vertiefung anzeigenden Titel „Mater ter admirabilis“ sind über die Länder und Kontinente hinweg Hilfen für Jugendliche, ihre Persönlichkeit zu formen, an Idealen festzuhalten und religiös zu wachsen.

Das Gewöhnliche außergewöhnlich tun

Einer der ersten Leitworte Englings lautete: „Ordinaria extraordinarie“ – das Gewöhnliche außergewöhnlich gut machen. Er musste sein Leben unter den schwierigen Bedingungen des Internatslebens und als Soldat im Ersten Weltkrieg in den Griff bekommen. „Treue im Kleinen“ war eines seiner Motive. In seiner Geschichte finden sich keine großen Ereignisse. Er bewältigte den Alltag mit seinen immer wiederkehrenden Routinen und besonderen Herausforderungen durch die kriegsbedingten Einschränkungen im Studienheim Schönstatt und die primitiven Lebensverhältnisse der Materialschlachten des Weltkriegs.

Berufung entfaltet sich

Mit vierzehn Jahren war für Engling klar, dass er Priester werden wollte. Ihm stand der Weg als Afrika-Missionar in der Gesellschaft der Pallottiner vor Augen. Auf diesem Weg beschlich ihn nie der geringste Zweifel. Dennoch kannte diese anfängliche Grundintuition der priesterlichen Berufung viele Stationen. Bei den Pallottiner-Patres erlebte er Kamerun-Missionare, Lehrer für die verschiedenen Unterrichtsfächer, Prediger und Seelenführer. In seinen Tagebuchaufzeichnungen variieren seine Zukunftsziele. Josef Engling wollte Lehrer und Schriftsteller, ja sogar

„Wissenschaftler“ (ohne die Fachrichtung spezifizieren zu können) werden. Auch deshalb finden Jugendliche einen leichten Zugang zu ihm und wählen ihn als ihren Patron für die Entdeckung und Entfaltung der eigenen Berufung. Eine Entscheidung für einen bestimmten Lebensweg engt, so zeigt das Leben des Dieners Gottes, nicht ein, sondern öffnet viele Wege zu ihrer Realisierung.

Versöhnung ehemaliger Kriegsgegner

Es ist ungewöhnlich, dass ein deutscher Frontsoldat noch Jahrzehnte nach seinem Tod zur Versöhnung ehemaliger Kriegsgegner beiträgt. Bereits im Zusammenhang der vergeblich verlaufenen Suchaktionen nach dem Grab des Dieners Gottes kam es zu Begegnungen mit französischen christlichen Gruppen. Diese verstärkten sich im Umfeld der Errichtung eines Schönstatt-Kapellchens in der Nähe der Todesstelle Josef Englings. Der Name „Heiligtum der Einheit“ weist auf die verbindende Kraft des christlichen Zeugnisses für Verständigung und Freundschaft zwischen ehemals verfeindeten Völkern hin; Josef Engling gilt in der Gegend um Cambrai als Fürsprecher für Einheit und Versöhnung in einem neuen Europa. Ähnliche Ansätze ergaben sich nach dem Ende der kommunistischen Zeit in seiner Heimat, dem heute polnischen Ermland.

Seinen Dienst als Soldat verstand Josef Engling aus seiner patriotischen Gesinnung. Doch machte er nie ein Hehl daraus, dass er in den Menschen, in deren Ländern er eingesetzt war, Abbilder Gottes sah. Er wollte ihre Sprachen lernen, um sich verständigen zu können. Immer mehr wurde ihm auch die Sinnlosigkeit des Gemetzels klar. Sein Lebensopfer für eine religiös-sittliche Erneuerung der Welt inmitten der Endphase eines schrecklichen Krieges ist deshalb nicht nur das Siegel auf ein exemplarisches christliches Leben, sondern sichtbares Zeichen für die Überwindung von Hass durch die Kraft der größeren Liebe.

Buchbesprechungen

Robert Biersack, Bittgebet und Gottes Vorsehung. Eine systematisch-theologische Studie zur Sinnhaftigkeit und Wirksamkeit der Bitte an Gott (Pallottinische Studien zu Kirche und Welt 13), Sankt Ottilien 2015, 638 S.

Albert Einstein wurde als Professor an der Princeton University/USA einmal gefragt, worüber man heute noch eine Doktorarbeit schreiben könne. Seine Antwort war: „Schreiben Sie über das Beten. Jemand muss herausfinden, wie das funktioniert.“ (1) Diese Aussage hat den Autor zu dieser umfangreichen wissenschaftlichen Abhandlung motiviert. Sie wurde im Wintersemester 2014/15 an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg als Promotionsschrift angenommen. Die Arbeit zeichnet sich durch höchst differenziert durchgearbeitete Darlegungen aus (638 Seiten!), die im Rahmen einer Rezension nur sehr selektiv wiedergegeben werden können.

Die Arbeit hat neben der Einleitung vier weitere Teile. Die Einleitung (1-18) bringt die Exposition der Frage und Problemstellung. Dabei gibt Biersack auch einen Überblick über die Entwicklungstendenzen in der Bittgebetstheologie im angloamerikanischen und im deutschsprachigen Bereich (umfangreiche Literaturangaben).

Teil I (19-52) bringt das christlich-theistische Bittgebetsverständnis. Das Bittgebet gilt als grundlegendes Element der christlichen Praxis (22). Es

hat nach christlicher Überzeugung Auswirkung auf das Handeln Gottes in der Welt (23). Es betrifft die Praxis des Glaubens. Menschen beten in bestimmten Anliegen zu Gott. „Die Praxis des Gebets ist vorphilosophisch und vortheologisch, in der Regel unreflex.“ (31) Es hat, wie der Autor auch überzeugt ist, einen impetratorischen Effekt auf ein Wirken Gottes in der Welt, das wegen der Bitte erfolgt (24). Diese Überzeugung ist heute in die Krise geraten (25-29), verlangt aber auch immer neue reflexive Bearbeitung, etwa in der Verhältnisbestimmung zu den theistischen Gottesattributen (Gottes Allwissenheit, Unveränderlichkeit, Allgüte, Allmacht) (39-46). Damit kommt immer auch die Frage nach dem Verhältnis zur Vorsehung Gottes ins Spiel (47).

Teil II (53-162) bringt eine erste Orientierung auf der Suche nach einem befriedigenden Bittgebetskonzept. Vorgestellt wird hier als traditionelle christlich-theistische Lösung das enternalistische Bittgebetskonzept des Thomas von Aquin im Kontext seiner Vorsehungslehre. Die Vorsehung Gottes bildet bei Thomas den übergreifenden Horizont für die Bittgebetstheologie und wird von Biersack entsprechend thematisiert. Im Fazit der Darlegungen benennt er die thomasische Sicht der Bitte als Prototyp eines klassisch-theistischen no-risk-Bittgebetsmodells: „In der Perspektive einer solchen v. a. philosophisch ausgelegten klassisch-theistischen Vorsehungslehre bilden

Gottes maximale Macht, sein maximales Wissen und seine maximale Güte die drei Säulen, auf die sich Gott in seiner Weltlenkung stützt. Gott besitzt durch seine Erstursächlichkeit von allem und seine Allmacht völlige Kontrolle über jedes Detail dessen, was in der Welt passiert. Auch weiß er bis ins Detail wirklich alles, was in der Welt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geschieht. Die menschliche Willensfreiheit wird durch beides aber nicht beeinträchtigt. In seiner Allgüte ist Gott dem Menschen in liebender Fürsorge zugetan und sorgt sich um sein Wohl und Heil.“ (145)

Teil III (163-505) bringt zwei zeitgenössische Vorschläge zur Lösung der Bittgebetsprobleme. Vorgestellt wird das eternalistisch-interaktiv-impetratorische Bittgebetsmodell Eleonore Stumps im Kontext zentraler Attribute Gottes. Eleonore Stump zählt nach Aussage des Autors gegenwärtig zu den bekanntesten und renommiertesten analytischen Religionsphilosophen des englischen Sprachraums (165). Stump hat in ihren philosophisch-theologischen Ansichten zum Bittgebet eine hohe Affinität zu Thomas von Aquin (322). Im Unterschied zu dessen Konzept hat in ihrem die Freiheit des Menschen eine größere Bedeutung; „überhaupt erhalten personale Kategorien ein größeres Gewicht (z.B. die Betonung der Persönlichkeit Gottes und des Menschen, personal-freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden)“. Gegen Thomas räumt sie die Möglichkeit ein, „dass der Bitte `Einfluss´ auf Gottes Wirken zukommt, dieses zu etwas

veranlassen kann, was er ohne sie nicht täte. Diese Ansicht geht nicht konform mit der Vorstellung des Thomas von Aquin zu Gottes Erstursächlichkeit.

Das zweite zeitgenössische Modell, das Biersack vorstellt, ist das des „Open Theism“ (323-505). Mit „Open Theism“ wird ein bestimmtes Verständnis von Gott und seinem Verhältnis zur Welt charakterisiert. Gemeint ist damit „das Plädoyer für eine libertarisch verstandene Willensfreiheit, die eine offene und deshalb auch für Gott nicht vollständig erkennbare Zukunft und für ein dialogisches und reziprokes Verständnis der Beziehung zwischen Gott und Schöpfung [enthält], wonach Gott ‚offen‘ ist für kausale Einflüsse seitens der Welt.“ (Kreiner)“ (324; z.B. 397f.).

Vertreter des „Open Theism“ kommen aus dem evangelikalen und postevangelikalen protestantischen angloamerikanischen Christentum (326). Sie richten sich vornehmlich gegen die als mangelhaft empfundene Synthese und Gewichtung von biblischer und philosophischer Theologie (336). In ihrer Argumentation wird biblischen Befunden ein höherer Stellenwert eingeräumt als philosophischen Traditionen (340f.). Aber auch bei diesem Konzept von Vorsehung und Bittgebet gibt es Kritikpunkte, so etwa die Überlegung, ob nicht hier die Souveränität Gottes und seine Vorsehung außer Kraft gesetzt wird (489-492); ebenso steht die Frage im Raum, ob hier nicht ein schwindendes Vertrauen in Gottes Weltlenkung besteht, dass er eben alles zum Besten lenkt (492f.).

Im Teil IV (506-608) bringt Biersack als Bausteine für eine dogmatische Bittgebetstheologie eigene systematisch-theologische Überlegungen zur Sinnhaftigkeit und Wirksamkeit der Bitte. Ausgangspunkt sind dabei die biblischen Aussagen zum Bittgebet. Er kommt zu dem Ergebnis: „Nach dem Zeugnis beider Testamente dient als Grundlage der Fürsorge Gottes seine Liebe zu den Geschöpfen. Das Bittgebet ist konkrete Ausdruckform des existentiellen Vertrauens des Glaubenden auf diese Fürsorge Gottes.“ (529) Entsprechend ist für ihn dann „die Bitte Zwiegespräch mit einem zugleich transzendenten und immanenten Gott“. Biersack vergleicht auf diesem Hintergrund noch einmal die drei genannten Bittgebetsentwürfe (531-567), wobei er eine besondere Präferenz für das Modell von Stump zeigt (565f.).

Biersacks Resümee zu Thomas von Aquin: „Das *thomasische Bittgebetskonzept* (zumindest wie es meistens kolportiert wird) ist zwar nicht inkonsistent; *wegen der fehlenden Wechselseitigkeit im personalen Gott-*

Mensch-Verhältnis und der fehlenden genuin impetrativen Wirkweise überzeugt es aber letztlich nicht.“ (465). Das Bittgebetsmodell des „Open Theism“ erscheint ihm zu anthropomorph, auch wenn es positiv die Immanenz Gottes ins Spiel bringt. Und so meint er zu Stumps Modell, dass es im Blick auf die drei erkenntnisleitenden Fragen (Kriterien der logischen Kohärenz, Übereinstimmung mit dem biblischen Befund und praktische Anwendbarkeit) besser passt. Abschließend bringt er noch eine eigene systematisch-theologische Skizze zu einer dogmatischen Bittgebets-theologie (568- 607).

Wer diese Arbeit lesen will, braucht Muße. Wer sich die Zeit dafür nimmt, darf sicher sein, eine sehr umfassende Darlegung zum Bittgebet zum aktuellen Stand der theologischen Diskussion zu erhalten. Ob man immer allen Gedankengängen (z.B. bei der Frage nach der Wirksamkeit des Bittgebetes für Vergangenes (253-256)) bis ins Letzte folgen muss, bleibt dem Leser überlassen.

Otto Amberger